Kurzanzeigen = Annonces sommaires

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Vox Romanica**

Band (Jahr): **32 (1973)**

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Kurzanzeigen – Annonces sommaires

FRANZ PFEIFFER / KARL BARTSCH, *Briefwechsel.* Mit unveröffentlichten Briefen der Gebrüder Grimm und weitern Dokumenten zur Wissenschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts. Herausgegeben von HANS-JOACHIM KOPPITZ. Köln (Greven) 1969, 364 p.

Koppitz, der 1966 die Jugenderinnerungen von Karl Bartsch veröffentlicht hat, publiziert in diesem Band erstmals den Briefwechsel von Pfeiffer und Bartsch, der in der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien liegt. Die Korrespondenz (im ganzen 164 Briefe) erstreckt sich über die Jahre 1852 bis 1868 (Pfeiffers Todesjahr). Er gibt Einblick in die wissenschaftliche Arbeit und in die Lebensverhältnisse der beiden Gelehrten. Obwohl die germanistische Forschung im Vordergrund steht – der Solothurner Pfeiffer war wie später der Schlesier Bartsch ein Schüler Massmanns in Berlin –, ist das Buch doch auch für die Geschichte der romanischen Philologie von einem gewissen Interesse. Die Briefe werfen Licht auf die Tätigkeit Bartschs als Forscher und akademischer Lehrer auf dem Gebiet des romanischen Mittelalters. Auch erscheinen darin die Namen von G. Paris, P. Meyer und anderen Romanisten der Zeit. Anmerkungen, Anhänge (Briefe der Brüder Grimm an Pfeiffer, Seminarstatuten von Rostock und Heidelberg, Übersicht über Pfeiffers und Bartschs Vorlesungen u.a.) und Register bereichern den Band.

Siegfried Heinimann

★

HEINRICH KUEN, *Romanistische Aufsätze*, herausgegeben vom Romanischen Seminar der Universität Erlangen-Nürnberg, Nürnberg (Hans Carl) 1970, 437 p. *(Erlanger Beiträge zur Sprach- und Kunstwissenschaft 35).*

Der vorliegende Sammelband enthält die bedeutendsten Aufsätze Heinrich Kuens und wurde aus Anlaß des 70. Geburtstages (2. August 1969) des Autors herausgegeben. Es erschien den Herausgebern – Gustav Siebenmann und Arnulf Stefenelli – «eine sinnvolle Form der Ehrung, die reichen wissenschaftlichen Früchte des Jubilars, welche bisher sehr zerstreut und zum Teil schwer greifbar waren, leicht zugänglich zu machen». Die Auswahl wurde so getroffen, daß dem Leser einerseits die Spannweite, anderseits die Schwerpunkte der Kuenschen Forschung vor Augen geführt werden. Heinrich Kuen repräsentiert den in unserer Zeit immer seltener werdenden Typus des in allen Bereichen der Romania beschlagenen Vollromanisten. Freilich hat er, wie jeder Forscher, auch seine Lieblingsgebiete: das Rätoromanische, insbesondere das Dolomitenladinische, und das Katalanische[1].

Im folgenden werden wir nur auf die Aufsätze etwas näher eingehen, die nicht in Zeitschriften oder Festschriften publiziert wurden, über die normalerweise jede romanische Seminarbibliothek verfügt, ebenso auf die beiden bisher unveröffentlichten Arbeiten. Für die übrigen genüge ein Hinweis.

[1] Auf dem Gebiet der letzteren Sprache hat er kürzlich in seinem Beitrag zur Festschrift für Hans Flasche (*Studia Iberica*, Bern-München 1973, p. 331–352): *Die Stellung des Katalanischen in der romanischen Sprachfamilie*, eine vorläufige Bilanz seiner diesbezüglichen Forschungen gezogen.

1. Gruppe: Sprachgeschichte. – *Zur Chronologie des Übergangs von a>e im Grödnischen* (*ZRPh. 43* [1923], 67–77). – *Kat. colze* (*BDC 17* [1929], 46–50). – *Über einige dunkle Wörter des Grödnischen* (*ZRPh. 43* [1923], 78–81). – *Beobachtungen an einem kranken Wort* (*Festschrift für Ernst Tappolet*, Basel 1935, p. 185–212): es handelt sich um die Bezeichnung für 'Brust' in den Dolomitenmundarten. – *Methode kontra Zufall in der Wortgeschichte*[2]: ein Kabinettstück romanisch-germanischer Wortgeschichte aufgrund erstens der in ihrer Lautgestalt völlig verschiedenen ladinischen und bairischen Ergebnisse des vorromanischen ON ELINA im Gadertal, zweitens der Bezeichnung für 'Hüfte' einerseits im Dolomitenladinischen *l uf*, anderseits im Tarentinischen *l uff*, die durch eine Laune des Zufalls die gleiche Lautgestalt und Bedeutung erhalten haben, obwohl sie verschiedener Herkunft sind. Es erweist sich, daß sorgfältige lautgeschichtliche Untersuchung ein wichtiges Mittel ist, um die etymologische Herkunft zu erhellen, trotz täuschender lautlicher Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit mit anderen Wörtern, die das Ergebnis des Zufalls sind. – *Rückläufige Entlehnungen in der Entwicklung der romanischen Sprachen zum analytischen Typus: dabis – dare habes – darás* (*Festgabe Ernst Gamillscheg zum 65. Geburtstag*, Tübingen 1952, p. 140–163). – Diese erste Gruppe schließt mit zwei ausführlichen, von Kuen verfaßten Besprechungen: eine zur ersten Auflage von *Evolution et structure de la langue française* von W. von Wartburg (*ZFSL 58* [1934], 489–507), die andere zu H. Lausberg, *Romanische Sprachwissenschaft*, I und II (1956), die in *VRom. 15* (1956), 172–186, erschien.

2. Gruppe: Lehnbeziehungen. – *Bair. Granten 'Preiselbeeren', ein ladinisches Lehnwort* (*ASNS 146* [1923], 113–115). – *Über einige galloromanische Elemente im katalanischen Wortschatz* (Festschrift für Eduard Wechssler = *BBRPh. 1* [1929], 335–345). – *Verwandtschaftsbegriffe und Zweisprachigkeit, zum Bedeutungswechsel von germ. brud(þ)*[3] *'Neuvermählte' zu roman. brut 'Schwiegertochter'* (*Verba et Vocabula*, Ernst Gamillscheg zum 80. Geburtstag, München 1968, p. 291–303). – Als Abschluß dieser Gruppe figuriert einer der wohl berühmtesten Aufsätze des Jubilars: *Die Gewohnheit der mehrfachen Bezeichnung des Subjekts in der Romania und die Gründe ihres Aufkommens* (*Syntactica et Stylistica*, Festschrift für Ernst Gamillscheg zum 70. Geburtstag, Tübingen 1958, p. 293–326).

3. Gruppe: Sprachgeographie. – *Die Sprachgeographie als Helferin der Etymologie, gezeigt an einem ladinischen Beispiel* (*Etymologica*, Walther von Wartburg zum 70. Geburtstag, Tübingen 1958, p. 455–475). – *Die Sprachgeographie als Wissenschaft vom Menschen* (*Zs. für Mundartforschung 29* [1962], 193–215): ein am 27. November 1958 auf Einladung des Deutschen Sprachatlasses in Marburg gehaltener Vortrag. Die Anwendung der sprachgeographischen Methode auf mannigfache Einzelprobleme mündet in die bekenntnishafte, das Anliegen Kuens auf knappste Weise charakterisierende Schlußfolgerung: «Sie (sc. die sprachgeographischen Karten) konnten uns anschaulich machen, daß sich alle Seiten des menschlichen Wesens in der Sprache widerspiegeln: die körperliche Beschaffenheit seiner Sprachwerkzeuge, wie seine geistigen Fähigkeiten, sein Verstand, seine Phantasie, sein Gemüt, seine Fähigkeit zu werten, sein in der Geschichte sich auswirkendes Vermögen zu wollen und zu handeln, – seine Fähigkeiten, aber auch seine Unvollkommenheit –, seine Bindung an die Gemeinschaft, seine Abhängigkeit von der Sachwelt wie auch seine Freiheit und seine Herrschaft über die Dinge. Alle diese Wesenszüge des Menschen haben in der räumlichen Verteilung sprachlicher Erscheinungen ihren Niederschlag gefunden. So zeigen uns die

[2] P. 49–71; dieser bisher unveröffentlichte Aufsatz war Ernst Schwarz zum 65. Geburtstag am 19. Juni 1960 gewidmet.

[3] Im Original heißt es: *brūd(þ)*.

Sprachkarten, wie eng das Wesen der Sprache mit dem Wesen des Menschen zusammenhängt. Die Kenntnis des Menschen zu vertiefen ist aber das letzte Ziel der Sprachwissenschaft, und die Sprachgeographie ist ein Weg zu diesem Ziel.»

4. Gruppe: Sprache und Literatur. – *Das Athanasianische Glaubensbekenntnis der Psaltirea Scheiană* (*Gedächtnisschrift für Adalbert Hämel*, Würzburg 1953, p. 155–180): Hier manifestiert sich Kuens tiefgründige Vertrautheit mit osteuropäischer Kultur und die Feinheit seiner philologischen Textanalyse. – *Dante in Reimnot?* (*GRM 28* [1940], 305–314). – *Sprachen und Dialekte in der Göttlichen Komödie* (*Deutsches Dante-Jahrbuch 34/35*, N.F. *25/26* [1957], 63–95): Sprachgeographie im Dienste der Philologie. – *Wilhelm IX., Graf von Poitiers: «Pos de chantar m'es pres talentz»* (*Miscelánea filológica dedicada a Mons. A. Griera*, Barcelona 1960, II, p. 1–4): Deutsche Nachdichtung dieses Liedes.

5. Gruppe: Didaktik des neusprachlichen Unterrichts. – *Troubadour – Trouvère – Minnesänger im Literaturunterricht der Gymnasien, mit einem Vergleich dreier Dichterpersönlichkeiten* (p. 314–336): Dieser bisher unveröffentlichte, am 1. Dezember 1966 im Pädagogischen Institut Nürnberg im Rahmen der Fortbildung von Gymnasialpädagogen gehaltene Vortrag bringt, anhand von Bernart de Ventadorn, Chrétien de Troyes und Heinrich von Veldeke, Anregung und Anleitung, wie dem Gymnasiasten der Oberstufe die mittelalterliche europäische Kunstlyrik nahegebracht werden kann, oder müssen wir heute schon sagen: könnte, weil Interesse und auch Vorkenntnisse fehlen? Unsere diesbezügliche Skepsis spricht natürlich keineswegs gegen Kuen. – *Das Bildungsziel des neusprachlichen Unterrichts der Höheren Schule in der Sicht der Hochschule* (*Neues Land*, Zs. des Bayerischen Philologenverbandes, *14* [1962], 83–91).

6. Gruppe: Sprachcharakterisierung. – *Einheit und Mannigfaltigkeit des Rätoromanischen* (*Festschrift Walther von Wartburg zum 80. Geburtstag*, Tübingen 1968, I, p. 47–69). – *Die sprachlichen Verhältnisse auf der Pyrenäenhalbinsel* (*ZRPh. 66* [1950], 95–125). – Die eingehende Besprechung der deutschen und spanischen Fassung der Untersuchung Kurt Baldingers, *Die Herausbildung der Sprachräume auf der Pyrenäenhalbinsel*, Berlin 1958[4], in *ZRPh. 83* (1967), 198–206. – *Versuch einer vergleichenden Charakteristik der romanischen Schriftsprachen* (*Erlanger Universitätsreden*, N.F. *5*, Erlangen 1958): Diese am 4. November 1953 gehaltene Rektoratsrede – Kuen war von 1952 bis 1954 Rektor der Universität Erlangen – beweist die Fähigkeit des Verfassers, einem größeren Publikum ein schwieriges und heikles Problem auf anschauliche Weise nahezubringen[5].

So rundet sich das Bild des Forschers und Lehrers Heinrich Kuen ab, der, abgesehen von seinen übrigen Meriten, als einer der großen Meister der romanischen Sprachgeographie in die Geschichte unserer Wissenschaft eingehen wird.

C. Th. G.

★

TERESA POGGI SALANI, *Il lessico della «Tancia» di Michelangelo Buonarroti il Giovane*, Firenze (La Nuova Italia) 1969, 375 p.

Costanti e paradigmi di quel particolare tipo di lingua marcatamente forzata e «caricata»

[4] *La formación de los dominios lingüísticos en la Peninsula Ibérica*, Madrid 1963, – Cf. jetzt die «segunda edición corregida y muy aumentada» von 1971.

[5] Höheren fachwissenschaftlichen Ansprüchen genügt diese Charakteristik wohl kaum; man vergleiche dazu beispielsweise den Versuch von Z. MULJAČIĆ, *Die Klassifikation der romanischen Sprachen*, *RJ 18* (1967) 23–37.

che è caratteristica del genere «rusticale» fiorito in Toscana nel Seicento e che, antecedente la Nencia, ha come suo testo più significativo la Tancia (a. 1612) sono qui attentamente sceverati e messi in risalto soprattutto nell'aspetto lessicale. Se si pensa all'estrema incertezza esistente in rapporto a questo particolare linguaggio (incertezze sul valore «sociale» ed evocativo di singoli termini e sulla reale consistenza di specifiche costruzioni) donde l'arbitrarietà di certe anche recenti valutazioni di determinate componenti di quel linguaggio (fraintendimento di metafore, datazioni fuorvianti, registrazioni di coniazioni artificiali come voci dell'uso, ecc.), risulta chiara l'opportunità della ricerca, che diviene anche base per una sicura valutazione critica e culturale di questa curiosa, divertita esercitazione letteraria cittadina.

Tipico del genere, il vedere dalla città il mondo contadino, sentito come elementare, talora persino come rozzo. Ampio lo sfruttamento in chiave parodistica della ingenuità e delle inadeguatezze linguistiche contadine. Canoniche certe «presentazioni» (la donna come vivanda gustosa [«le donne son di cacio e di ricotta fresca» *Tancia*, II, II, 58], l'amore come scompiglio viscerale [«la m'hà messo sozzopra le budelle» *Tancia* II, IV, 228]) così come la traduzione in termini rusticali di temi della poesia aulica d'amore quale la descrizione dell'amata (i capelli sono «morbidi com'un lino scotolato» *Tancia*, V, VII, 946) o quale il «morire per amore» («Cecco i' mi muoio e vonne à maravalle: I' ho 'l nodo al collo e 'l boia in sù le spalle» *Tancia* I, I, 15–16) ecc., sì che nella sostanza risultano parodiati anche gli abusati temi della poesia di tono elevato, anche se d'altra parte nella loro produzione in «stile nobile» il Buonarroti e altri rimatori rusticali non sembrano sempre sentire il limite dell'ormai logora a vieta tradizione petrarchesca. Tradizionale anche il far un fascio di persone e animali, documentabile anche nel Berni («siam sei persone, à non contar i buoi» *Tancia*, II, V, 356).

In ordine alla lingua, la domanda di fondo è quella della «realtà», fino a che punto cioè questo tipo di linguaggio corrisponda all'effettivo uso del contado toscano o fiorentino e da che punto in là (e in quale proporzione) invece ci si trovi di fronte a creazioni artificiali, alla deformazione del discorso, alla storpiatura volontaristica, all'estensione semantica corposa e realistica intenzionale.

La Poggi si è proposta appunto la definizione del tipo di ricostruzione letteraria del parlato toscano operata nel Buonarroti e anzi nella produzione «rusticale» in genere. Le varie componenti non sono più prese in blocco in una indifferenziata «confusione» come ancora avviene anche in recenti opere lessicologiche (Battaglia, *DEI*) che mettono sullo stesso piano di un indistinto «tosc. rustico» termini del parlato, accezioni scherzose e coniazioni personali e artificiali, bensì se ne dà sulla base di ampi riscontri (da testi coevi, documenti vari, vocabolari e glossari vernacoli e di lingua) una qualificazione sociologica e stilistica[1].

La Poggi distingue sottilmente tra quanto è viva tradizione toscana (delimitando ulteriormente voci e accezioni attestate da tempo, voci di attestazione recente, accezioni di attestazione recente), quanto è personale ricupero di accezioni spiccatamente letterarie od arcaiche e soprattutto quanto – tratto personale o tradizionale del genere che sia – è uso caricato, (ri)costruzione artificiale dell'elemento rustico e plebeo. L'indagine è complicata dall'estrema varietà del registro lessicale da un lato, dalla scarsità e inadeguatezza dei punti di riferimento

[1] Si veda ad es. la diversità tra *otta*, che pur sentita come caratteristicamente toscana dagli stessi toscani non ha affatto connotazioni «volgari», sì che non a caso il Buonarroti che la usa quattro volte nella Tancia la fa pronunciare per ben tre volte dal cittadino Pietro e *avale* 'ora', a quell'epoca presumibilmente ormai parola da ignoranti, capace per la sua vistosità di situare subito a un certo livello sociale e culturale il parlante.

sincronici dall'altro. L'interesse del primo grande raggruppamento, il più ampio, va al di là della specifica tematica rusticale in quanto esame di quel parlato toscano del tempo – così spesso solo frammentariamente noto – che a buon diritto è presente anche in tanta altra letteratura toscana di diverso genere e di diverso impegno.

Importanti i procedimenti metaforici. Le trasposizioni funzionando come similitudini senza il «come», la voce trasposta resta in fondo se stessa: usata al proprio è portatrice della sua immagine e al tempo stesso elemento capace di portare intuitivamente verso altro significato. Prediletta dal Buonarroti l'amplificazione metaforica, che in una continua ramificazione interessa più voci e a momenti anzi l'intero svolgimento di un discorso[2]. Appare qui chiara la convergenza tra edonismo linguistico tradizionale e gusto tipicamente toscano del ribobolo da un lato e realismo metaforeggiante e gusto della novità lessicale barocchi dall'altro. L'aspetto, sin qui insufficientemente osservato, è posto in particolare rilievo dalla Poggi. Opportuno il richiamo al parallelo istituito dal Segre tra l'atteggiamento ispiratore di certi iperpopolarismi o pseudopopolarismi dell'Aretino e lo spirito che detta la creazione di concettini o di metafore strampalate.

A livello del lessico la rimeria «rusticale» si regge sull'insistenza nomenclatoria in funzione, oltre che di ulteriore sfruttamento espressivo del «parlato», della resa di un ambiente realisticamente ricostruito a mosaico attraverso le «cose», come sono destinati a darlo i ricorrenti riferimenti alle località e l'impiego di nomi di persona di tipo campagnolo, di soprannomi, di ipocoristici; sul volgarismo fonologico (di *nabisso*, *pricolo* ecc.) e morfolessicale (di *quasimente*, *quinavalle* ecc.); sulla ricostruzione artificiale dell'elemento rustico e plebeo per cui voci «normali» sono sottoposte ad un processo di rifrazione (spesso di tipo metatetico) e di storpiatura plebee[3].

Conclusivamente l'atteggiamento di fondo del Buonarroti si spiega all'interno di una tradizione e di una esercitazione letteraria. Sarebbe vano cercare in lui qualcosa di più di una visione a distanza del mondo contadino. Mancano i segni di una partecipazione. Linguisticamente, se si tien conto del progressivo esasperarsi della dialettalizzazione della produzione rusticale, la *Tancia* appare più arretrata in questo processo di opere quali la *Catrina* del Berni ecc. che le sono anteriori di circa un secolo. Questa posizione mediana dell'opera è tanto più significativa se si pensa che i vari tratti che la lingua letteraria era andata nell'arco di un secolo via via espungendo come troppo volgari dovevano insistentemente offrirsi come più ampia gamma di possibilità al giuoco rusticale. L'eccellente lavoro della Poggi riesce chiaro esempio del ruolo stimolatore che la storia della lingua ha assunto in Italia nei confronti della storia e critica letteraria.

Ottavio Lurati

[2] Il minuto esame testuale permette parecchie rettifiche, così per *sommommo*, con cancellazione del senso traslato di 'pugno, sorgozzone', per *crespello*, frainteso nel BATTAGLIA, per *ballerini*, di cui, rovesciata la ingiustificata lettura 'gengive' si mostra come in esso il modulo della rosa ricorrente nella nostra tradizione letteraria a lode del bel viso della donna è trasposto in termini rusticali: dalla «nobile» rosa al rustico ballerino (coccola della rosa di macchia) ecc.

[3] Il merito della Poggi è anche in questa minuta distinzione tra forme vive e forme artificiali. Merito non da poco se si pensa che in uno spoglio indiscriminato simili forme sono state sussunte come reali. Anche qui sono operati molteplici ritocchi, a proposito per es. di *apricessi* 'cipressi' qualificato dal *DEI* di «volgarismo tosc.», di *giovannizzero* 'giannizzero' che recato dal TOMMASEO-BELLINI ma senza indicazione della fonte è riproposto in *DEI* come voce del sec. *19°*; analogamente *musco greco* diviene nel *DEI* termine del sec. 19°!, ecc.

Dizionario d'ortografia e di pronunzia, redatto da BRUNO MIGLIORINI, CARLO TAGLIAVINI e PIERO FIORELLI, Torino (Edizioni Radiotelevisione italiana) 1969, CVIII + 1344 p.

Questo dizionario rimarrà probabilmente a lungo l'opera classica di riferimento non soltanto per i cosiddetti «professionisti del microfono» (premessa, p. VII: sono i primi destinatari del libro, dal punto di vista della Radiotelevisione, che ne ha promosso la pubblicazione), ma anche per ogni persona che debba risolvere problemi di ortografia e di pronunzia italiana. Il livello filologico dell'impresa è garantito dal prestigio dei membri del comitato scientifico, di cui facevano parte, oltre ai tre curatori Migliorini, Tagliavini e Fiorelli, anche il compianto Alfredo Schiaffini, nonché Gianfranco Contini, Giacomo Devoto, Gianfranco Folena e Giovanni Nencioni.

Il dizionario, risultato di dieci anni di lavoro, elenca circa centomila vocaboli, scelti secondo criteri funzionali; sono infatti omesse quelle parole «la cui ortografia non presenta problemi e la cui pronunzia si può agevolmente ricavare dall'applicazione di regole costanti» (p. XLI). In compenso vi figurano nomi geografici e cognomi (anche stranieri), neologismi e voci arcaiche, e spesso anche esempi letterari di pronunzia e di grafia diversa da quella corrente: troviamo così alla voce «tragedia», accanto alla pronunzia normale, anche l'accentuazione dantesca «tragedìa», ed alla voce «opera» anche la variante «ovra» (anch'essa documentata da un esempio dantesco).

L'introduzione contiene tutte le indicazioni necessarie al corretto uso del dizionario: tabelle di suffissi, desinenze grammaticali e terminazioni con varianti di forma (che possono aiutare, in casi dubbi, a determinare la pronunzia di vocaboli non figuranti nel volume), norme per la lettura delle voci italiane (con particolare riguardo all'alternanza tra *e* ed *o* aperte e chiuse e tra *s* e *z* sorde e sonore: sono indicati i criteri di fonetica storica su cui si fondano le distinzioni ed alcune regole empiriche) e quelle per la lettura delle voci straniere (riferite a trentatre lingue).

La realizzazione editoriale è ineccepibile: tutto è fatto per rendere facile e sicura la consultazione: dal disco allegato al volume (su cui sono registrate le dizioni di Bruno Migliorini, Piero Fiorelli, Gianni Papini, Ornella Polidori Castellani, Ilio Calabresi, Bianca di Tullio Ruggieri: tre toscani, due abruzzesi, un veneto, ma hanno tutti la stessa pronunzia, come ci informa Migliorini nelle parole incise sul disco stesso) al segnalibro plastificato dove sono riportati l'alfabeto fonetico ed i segni diacritici complementari (figuranti, beninteso, anche nell'introduzione). Insomma il dizionario unisce la solidità scientifica a criteri di consultazione funzionali: un felice connubio tra filologia ed efficienza tecnologica.

Antonio Stäuble

★

LADISLAO GÁLDI, *Introduzione alla stilistica italiana*, Bologna (Pàtron) 1971, 340 p.

Das vorliegende Werk des Budapester Romanisten ist eine überarbeitete und erheblich erweiterte Fassung eines unter dem Titel *Elementi di stilistica italiana* im Jahre 1968 als «dispense» der Universität Budapest in ganz kleiner Auflage erschienenen Handbuches. Indem Carlo Tagliavini es als Band 4 in seine Reihe *Linguistica* aufnahm, ist es nun einem größeren Leserkreis und der westlichen Forschung zugänglich gemacht.

Im Vorwort (p. IX–XI) legt der Verfasser seine Konzeption der Disziplin «Stilistik» dar und zugleich die Zielsetzung seiner Arbeit: «La questione essenziale si riduce a un solo punto: come applicare all'analisi di un testo concreto tutto ciò che ci insegnano i vari capitoli

di un trattato sistematico di stilistica e metrica?». Demnach stellt er die Metrik neben die Stilistik oder begreift erstere als einen Teil der letzteren. Über ein solches – in Italien allerdings traditionelles – Prozedere, kann man füglich verschiedener Meinung sein. So ist denn das 5. und längste Kapitel (p. 199–276): «Il verso italiano», der Metrik gewidmet; es wirkt, nach unserem Empfinden, als ein zwar nützliches, aber irgendwie unorganisches Anhängsel[1], auf das wir nicht eingehen wollen. Der oben zitierte Satz drückt im übrigen den didaktischen Charakter des Werkes aus, der sich aus seiner Entstehungsweise ja ergibt. Die stilistische Analyse, die ein «close reading» voraussetzt, besteht aus der «fonetica stilistica», der «analisi sintattica», der «stilistica lessicale e fraseologica», den «effetti fonetici». Diese sukzessiven Phasen werden als «una delle vie possibili» bezeichnet. «Il nostro sistema lascia le porte aperte a quasi tutte le scoperte nuove», womit das vorweggenommen ist, was die folgende «Introduzione» (p. 1–26) erweist, nämlich den Verzicht auf ein Bekenntnis zu einer der möglichen Methoden der Stilistik[2]. Sowohl für den Begriff Stil wie für den Begriff Stilistik werden mehrere Definitionen bzw. Lehrmeinungen gegeben, ohne daß der Verfasser eine wirklich eigene Meinung äußert. Er bekennt sich lediglich zum, vor allem von Michael Riffaterre vertretenen Prinzip der Konvergenz, «perché a proposito di qualsiasi 'messaggio' si tratta dell'effetto simultaneo degli stilemi di provenienza assai varia, dell'effetto concomitante dei vari piani della lingua, con una certa prevalenza dell'uno o dell'altro» (p. 15). Gáldi zitiert referierend Herzog, Marouzeau, Devoto, Jakobson, Riffaterre, Spitzer, Bally, Morier u.a.m., ohne sich selbst festzulegen. Aus diesen «Betrachtungen» geht hervor, daß Gáldi eine Form von «literarischer Stilistik» vertritt, deren Hauptziel die Inventarisierung der Stileme der italienischen Literatursprache ist, dies in einer, dem Wesen und der Entwicklungsgeschichte dieser Sprache gemäßen, zugleich synchronischen und diachronischen Perspektive[3]. «Nel nostro trattato, tenendo conto di quei piani della lingua che ci forniscono le diverse categorie di stilemi, ci proponiamo di seguire una tematica che abbracci, in modo sommario, tutte le sfere dei mezzi linguistici atti a trasformarsi in stilemi» (p. 25).

Neben der allgemeinen Bibliographie (p. 277–279), aus der sich übrigens ergibt, daß italienische Stilistik in Italien doch nicht eine gar so vernachlässigte Disziplin ist, wie der Herausgeber es p. VIII wahrhaben will, zitiert der Verfasser am Ende jedes Kapitelabschnittes weitere Spezialuntersuchungen, die er zu Rate gezogen hat. Seine Belesenheit ist beachtlich, ebenso sein Darstellungsvermögen. Neben zahlreichen originellen Passagen ist vieles aber Kompilationsarbeit, und es ist gelegentlich nicht leicht zu unterscheiden, was von ihm und was von anderen Autoren stammt. Das gesteckte Ziel, eine «Einführung» in die italienische Stilistik zu schreiben, hat Gáldi zweifellos erreicht. Der anspruchsvollere Leser wird sich freilich am Mangel einer klaren methodologischen Stellungnahme des Verfassers stoßen, vor allem am Mangel einer sauberen Abgrenzung zwischen Stilistik und Rhetorik, die wir als zwar kommunizierende, aber heute doch deutlich geschiedene Disziplinen betrachten. Doch ist vielleicht eine solche Scheidung im Italienischen von der Natur der Sache her nicht, oder noch nicht möglich.

[1] Von der neuesten, ausgezeichneten Arbeit zum Thema: W. Theodor Elwert, *Italienische Metrik*, München 1968, hat Gáldi nicht Kenntnis genommen.

[2] Cf. beispielsweise die allerdings bereits nicht mehr auf der Höhe der heutigen Forschung stehende Übersicht von Henri Mitterand, *La stylistique*, in: *Le Français dans le Monde 42* (juillet-août 1966), 13–18.

[3] Von den Literaturperioden her gesehen ist das, großenteils aus zweiter Hand stammende, Beispielmaterial vorwiegend dem Trecento einerseits und dem 20. Jahrhundert anderseits entnommen. Je nach der Thematik der Kapitel liegt das Schwergewicht naturgemäß auf der Prosa oder auf der Poesie.

Da Gáldi die Summe all dessen, was sich unter dem Begriff Stilistik begreifen läßt, zu geben bemüht ist, stehen wir vor einem Werk von relativ hoher Informationsdichte. Auf Einzelheiten einzugehen, hieße ins Uferlose geraten. Deshalb begnügen wir uns mit einer stichwortartigen Inhaltsangabe, die dem Leser einen genügenden Eindruck dessen gibt, worüber er in diesem Buche Aufschluß oder Anregung finden kann.

Das 1. Kapitel «Elementi di fonetica stilistica» (p. 27–62) behandelt die Wahl und Kombination der Laute, die Verteilung der Akzente, die Intonation, den Rhythmus von Satz und Rede (mit einer subtilen Analyse des Tricolons, das in der zeitgenössischen Prosa eher selten geworden ist) und die phonetischen Figuren. – Das 2. Kapitel «Elementi di lessicologia stilistica» (p. 63–132) enthält eine detaillierte Untersuchung zum Wortvolumen, ferner Betrachtungen zur Wortstruktur, zur Wortwahl aufgrund der Gliederung des Wortschatzes (Soziolektismen, Technolektismen, Dialektismen, Archaismen, Neologismen), zu den Lehnwörtern und Fremdwörtern (Latinismen, Gallizismen, Iberismen, Anglizismen), zum Wortwert (Konkretheit des Vokabulars, Synonymik); das Kapitel schließt mit einem Abschnitt über die rhetorischen Figuren. – Das kurze 3. Kapitel «Elementi di morfologia stilistica» (p. 133–146) behandelt die morphologischen Archaismen in der Literatursprache des 16. bis 19. Jahrhunderts. – Das 4. Kapitel «Elementi di sintassi stilistica» (p. 147–198) untersucht die Expressivität des Satzes und seiner grammatischen Konstituenten (Substantiv, Adjektiv[4], Pronomina, Verbum: Modus und Tempus), die Struktur des einfachen Satzes, den verbalen und nominalen Stil, die Koordination und Subordination, die Wortstellung und die syntaktischen Figuren.

Ausführliche Sach- und Wortindices (p. 283–334) beschließen dieses sicher nützliche Werk, das sich wesens- und intentionsmäßig neben dasjenige von B. Migliorini/F. Chiappelli, *Lingua e stile* (Florenz 1965) stellt, ohne dieses jedoch zu ersetzen.

C. Th. G.

★

Atti del VII Convegno del Centro per gli Studi dialettali italiani, Torino 1971, 224 p.

Il Convegno di Torino-Saluzzo (18–21 maggio 1970) continua lo sforzo in atto in questi anni – soprattutto ad opera della scuola torinese di Corrado Grassi raccolta attorno alla nuova, opportuna rivista di *Parole e Metodi, Bollettino dell'Atlante Linguistico Italiano*[1] – di una discussione metodologica per indicare nuove vie e nuovi strumenti alla dialettologia italiana. La determinazione è di affrontare il problema per troppo tempo lasciato in secondo piano dei rapporti della dialettologia con la linguistica generale, in particolare di concreta verifica delle formulazioni generali di quella. I contributi riguardano i più diversi problemi.

M. Cortelazzo (p. 168–173) prende in esame insieme con storielle dialettali metalinguistiche, i giuochi di parola che, fondati come sono sull'ambiguità della lingua portata bruscamente a consapevolezza, sono suscettibili di indicazioni su processi linguistici solitamente in-

[4] Die stilistisch relevante Frage der Voran- oder Nachstellung des attributiven Adjektivs wird auf einer halben Seite abgehandelt, mit einigen wenigen Beispielen aus Dante und Petrarca!

[1] La rivista, giunta sin qui al quinto fascicolo (aprile 1974), non è per altro limitata a problemi di geolinguistica. Si vedano gli ampi, precisi contributi che reca sulla sociolinguistica, la semantica, la linguistica applicata e le attente segnalazioni bibliografiche anche su questioni di linguistica generale.

volontari e subiti. Ne propone una formalizzazione distinguendo tra omonimia, paretimologia, iponimia, antonimia ecc. Quanto al passaggio semantico 'menzogna' → 'trucioli' che l'Autore (p. 170) lascia in sospeso, la motivazione non riuscendogli perspicua, va notato che esso non è solo dell'it. *bugia* (anche 'macchiolina delle unghie'), it. sett. *bosía* (anche 'pipita, orzaiolo, ecc.'), bensì anche del fr. *mensonge* 'copeau de rabot' e del *mentiras* della zona di Bielsa, che potrebbe per altro essere un calco dal francese. Una spiegazione è tentata da J. Orr, *RLiR 19* (1955), 206–209, che parte dal giuoco di parole tra *dolus* 'inganno' e *dolare* 'piallare' che compare in un passo di Plauto e che si sarebbe mantenuto nel tic. *dòl* 'trucioli', da cui poi si sarebbe esteso per contiguità spaziale al tipo *bugia* e *mensonge*. Ma la proposta è da escludere per molteplici ragioni, per la sporadicità del calembour innanzittutto (1 attestazione!), per l'impossibilità che la piccola area di *dòl* abbia potuto influenzare le ben più vaste e solide di *bugia/mensonge*, appartenenti per di più a un più prestigioso tipo linguistico, per il fatto poi che il tic. *dòl* (e deriv.), deverbale da *dolá* 'piallare, lisciare un legno con una lama', non ha affatto il senso di 'bugia', ma solo quello di 'truciolo'[2].

Occorre muovere da altra motivazione. Il valore di 'truciolo' così come altri ancora deve corrispondere a un senso base di 'parte falsa di qualcosa, di un oggetto', 'parte che non gli appartiene organicamente e propriamente'. Determinanti in questo senso le accezioni – tratte dalle parlate lomb. e tic. –: *busía* 'tralcio reciso che si attacca alla vite per rafforzarla o perchè allungata possa arrivare a congiungersi con altra pianta o al filo di sostegno' (Terre di Pedemonte), *busía* 'frasca spaccata in due per la lunghezza che disposta sui filari sorregge e guida i tralci' (Monteossolano); il senso è letteralmente quello di 'tralci finti'. Vedi ancora *bosía* 'posticcio in qualche lavoro', *fa sgiů ra bosía ind om sciüvi* 'mettere in un gerlo qualche cosa, fieno o bastoni a mo' di sostegno, che lo faccia apparire pieno, per es. di frutta' (Leontica); *busí*, pl., '«finta» panna, che si riduce poi a molta schiuma e null'altro, che si forma durante l'ebollizione del siero' (Pagnona)[3]. Il truciolo è in definitiva quasi la «parte falsa», non appartenente al legno che si lavora: cf. la specificazione ⌜*bugia del legno*⌝ in G. Rosa, *Vocabolario bresciano-italiano*, Brescia 1877, p. 12. Confermano l'interpretazione port. *farfalha* o *maravalha* 'bagatella' e 'truciolo', frprov., norm., loren. *freluche* (< *fanfreluche*), Yonne *frivole*, ecc. citati in *DCELC 4*, 750[4].

Z. Muljačić (p. 190–194) riconduce fior. *buci*, it. regionale *muci* 'zitto' al serbocroato *muci* 'zitto' dell'antica diaspora croata in Abruzzo e Molise. – Accurata la ricerca di C. Bazzanella e G. Guerra (p. 70–88) su dialetto, lingua e ambiente sociale in una scuola della periferia torinese caratterizzata dai grossi scompensi di una squilibrata espansione industriale e demografica. Chiaramente documentabile sul rendimento degli allievi immigrati

[2] Cade anche il riferimento al m.a.ted. *Butze* 'abgeschnittenes Stück' citato da C. Tagliavini, *ARom. 10* (1926), 101.

[3] Cf. anche piem., lomb. *bosia* 'sessitura, piega per accorciare un vestito' e le attestazioni in Prati, *ID 6* (1930), 259.

[4] Ad analoghe conclusioni, anche se – come risulta dai materiali testè citati – non è necessario passare attraverso il senso di 'gonfiato', ma occorre insistere soprattutto su quello di 'falso', è giunto, operando soprattutto su materiali francesi W. Blochwitz, in: *Festschrift Walther von Wartburg zum 80. Geburtstag* II, Tübingen 1968, p. 399–413. Egli si occupa anche (p. 405, 407) di *bugia* 'macchiolina sull'unghia' che, sulla scorta di *DEI 1*, 629, intende come un calco dal gr. ψεῦμα 'bugia' e 'macchia bianca'. Ma per denominazioni come questa occorre riferirsi non tanto a situazioni antiche, bensì alla credenza che le bugie appaiono nelle unghie, ben viva a livello popolare e anche in zone come la Germania, dove un influsso greco è ancor più difficilmente pensabile. Lo stesso va detto del senso di 'bollicine bianche sul naso', per cui non è necessario postulare «eine engere Anlehnung an das griechische Urbild» (p. 406).

il trauma subito in connessione con il distacco dall'ambiente di origine. L'analisi, presentata anche attraverso grafici, della dialettica lingua (intesa come riscatto sociale) ~ dialetto, mostra il dialetto ormai quasi completamente ridotto alla sfera domestica, pressochè assente, se non con forme sporadiche, quasi gergali, nei rapporti tra ragazzi. Il nuovo italiano è proposto non da un insegnamento scolastico legato a una grammatica tradizionalistica, ma dai fumetti e da spettacoli non culturali. Dall'analisi del componimento in classe (il lettore avrebbe desiderato, per es. p. 74, l'indicazione di età) si giunge a conclusioni di carattere sociale: a livello semantico, ad es., i ragazzi non possiedono il tradizionale concetto di quartiere torinese, ma tendono a limitarlo ai pochi edifici che comprendono la loro abitazione. – E. Salvemini (p. 89–94) offre le conclusioni di un esame sociologico dei modi e degli sforzi di integrazione culturale e linguistica degli immigrati in una comunità industriale del Biellese. I rilievi, mentre ribadiscono nella sostanza le conclusioni della Pautasso[5], integrano opportunamente quest'ultima ricerca dal lato metodologico. È allargata la campionatura delle fonti adulte, esaminato l'uso linguistico del maestro: i risultati confermano il progressivo spodestamento che, per lo meno nel mondo italiano, la scuola subisce nell'attuale situazione sociale. L'uso linguistico dell'insegnante non ha per nulla carattere normativo sul tipo di italiano adottato dai figli degli immigrati, «formati» piuttosto da una standardizzazione linguistica sovraregionale (e non regionale come concludeva la Pautasso) di tipo televisivo e fumettistico.

F. Coco si occupa (p. 162–167) del processo di degeminazione consonantica a Bologna, concludendo che la varietà bolognese presenta uno stadio di conservazione delle lunghe (geminate), in quanto si possono cogliere tuttora tracce di consonanti lunghe in posttonia davanti a vocali latine chiuse *(ę, i, ǫ)*. Prescindendo dalla scelta degli esempi presentati (sono dati per lo più esempi di finale e uno solo di posizione intervocalica; si sarebbero dovute indicare anche le forme femminili), non sembra possibile seguire l'Autore quando scrive che «il processo di degeminazione si è attuato integralmente quando le doppie erano precedute da vocali di maggiore apertura le quali hanno per ciò acquisito una durata più lunga, mentre davanti a vocali di minore apertura, il processo di scempiamento ha avuto un decisivo arresto e le vocali hanno conservato una durata breve» (p. 165–166). La interpretazione sembra da capovolgere nel senso che non è l'arresto dello scempiamento a dare carattere di brevità alla vocale, bensì l'opposto: il carattere della consonante – si parla qui di posttonia – dipende dalla tonica; è la brevità della tonica a provocare l'allungamento della consonante. Così, per usare gli esempi bolognesi dati dall'Autore: quanto la tonica è lunga si ha degeminazione *(gāt, kavāl)*, quando è breve compaiono le geminate (*puvratt* 'poveretto', *sacch* 'secco', *fess* 'fisso' ecc., che trascrivo con le doppie per chiarezza). Fenomeno parallelo avviene in diverse località della zona alpina come a Soglio (Bregaglia), in Calanca, in Valsesia. In Bregaglia si ha ad es. dopo toniche brevi: *terra* 'terra', *bassa* 'bassa', *boffa* 'soffia' (ma, in quanto protonica, *sbasá* 'abbassare', *bofá* 'soffiare') ecc., in Calanca *akku* 'acqua', *víppar* 'vipera', *mákkin* 'macchina', *fćamma* 'fiamma'. Le condizioni del lomb. fanno dubitare che in queste geminate bolognesi si debba vedere un aspetto di continuità, di conservazione di stadio latino. In queste zone infatti accanto alle geminate etimologiche compaiono geminate in forme non etimologiche come *fümma* 'fuma', *mánnach* 'manico', *lanna* 'lana', *dóddaš* 'dodici', ecc., forme che ricavo da G. A. Stampa, *Der Dialekt des Bergell*, Aarau 1934, p. 130–133, dove solo rimane da integrare che l'aspetto della «geminazione» e quello delle «doppie», che vi sono tenuti distinti, sono in realtà manifestazione del medesimo fenomeno.

[5] M. Pautasso, *Dialetto, lingua e integrazione linguistica a Pettinengo*, Torino 1969.

Altri contributi toccano la possibilità d'impiego dei mezzi audio-orali per la preparazione alle inchieste soprattutto per sviluppare nel trascrittore la capacità di abbandonare totalmente il sistema fonologico cui è abituato (p. 38–43), la fonetica sperimentale (p. 23–26; 27–37), i confini linguistici tra francoprovenzale, provenzale e piemontese (p. 125–149), la formalizzazione sulla base degli schemi di Propp di laudi drammatiche e di vari tipi di canti piemontesi (p. 95–99, 100–124), la semantizzazione dei nomi di Venere e della Stella polare (p. 44–51). Confusioni e impostazioni non sempre accettabili inficiano purtroppo l'articolo sulle strutture linguistiche del lombardo (G. Plangg, p. 195–209). Pericolose affermazioni del tipo: «il centro d'irradiazione più marcato», si badi, non nella Lombardia, ma addidittura «nella zona gallo-italica a Nord dell'Appennino si trova nella regione intorno al Lago d'Iseo» (p. 196). Delle carte la prima, dedicata al dileguo di -NU, non può che dare un risultato scontato, il fenomeno come noto essendo circoscritto alla zona bergamasco-bresciana. Nella cartina compare una linea tratteggiata a pettine il cui significato non è chiarito. La seconda cartina dovrebbe mettere in risalto le zone di confine per il già indicato -INU e per *-Vro*[6]. I casi analizzati per *-Vro* sono *caro* e *oro*. Su questa base risultano differenze da cui l'Autore desume tre enormi «zone di transizione» nel Veneto, in Lombardia, nel Metauro. Ora nella realtà queste zone non esistono. Sono semplicemente il frutto di una campionatura inadeguata per numero (è legittimo impostare una divisione su due parole?) e per termini utilizzati. La scelta di *oro* è poco felice per la scarsa popolarità del concetto (e perchè non sarebbe possibile anche la caduta di *-r*, che invece si verifica ad es. in *loro* che può giungere a *lõ*). Le zone di transizione che l'Autore introduce vengono cancellate da un confronto con altra parola, come *duro* (*AIS* 1582) che coincide esattamento con *caro* (*AIS* 842). A riprova ho controllato anche *cuore* (*AIS* 137): anche qui vi è coincidenza di forme e di estensione. Affermazioni insostenibili anche nel commento alla terza cartina (p. 197). Lasciando da parte l'incoerenza dell'approccio oscillante tra sincronia e diacronia, è fantasia che «*-s* come morfema del pl. sia spesso soltanto un segno *concomitante* accanto al cambio della vocale tonica». Quasi superfluo osservarlo, l'opposizione *gat/gać* del Bergamasco non è certo dovuta a *-s*, ma all'effetto di palatalizzazione della *-i*, da cui *morć* 'morti' *denć* 'denti', *tüć* 'tutti', *granć* 'grandi', ecc. Le cose proseguono in modo analogo per le rimanenti carte. Rileveremo solo ancora (quarta cartina), la spiegazione data per *sè* 'sale' da *a* > *ai* > *e*!: cf. invece sul passaggio della *a* tonica in *e*, oltre a Rohlfs, *GrIt. 1*, 40, anche S. Sganzini, *ID 1* (1924), 199ss. e *VSDI 1*, 74, 76, 90, 153 ecc. (che l'Autore sembra ignorare)[7].

Ottavio Lurati

[6] A proposito, la polimorfia lombarda di ⌜autunno-San Martino⌝ citata a p. 197 N 7 è inesistente. Anche *AIS* 313 indica che la polimorfia è tra *San Martino* e *novembre*, così come tra DENEDÁ o *mes da la fèsta* e *dicembre*. La carta *AIS* 326 non riflette la realtà, in quanto la forma per novembre è stata chiesta nel gruppo gennaio, febbraio, ecc. E ancora: *vergot* 'qualcosa' e *ochiover* non sono (p. 196) di tutto il territorio lombardo.

[7] Ancora: nella quarta cartina, dedicata al rafforzamento o dileguo della *s*, i P. 29 e 139 sono attribuiti al tipo *say* 'sale'. In realtà peró *AIS* 1009 dà per il P. 29 *sāl*, per il 139 *sá*. Anche la scelta della carta «palo» appare poco indovinata, in quanto in molti punti compaiono altri tipi, come *stanga*, *pertica*, *frascone*, *passone*, ecc. A proposito di *ṣ* si sarebbe dovuto indicare anche il P. 73 (*AIS* 1009: *ęra ṣá*). Sempre per questo fenomeno il P. 32 (Chironico) di *AIS* 168 *naso* è per lo meno non indicativo. Per questo punto è dato per 'soffiare il naso' *a ṣiñęz ẓú*, dove *naso* non c'entra: vale letteralmente 'soffiarsi giù'. È il tipo *šię* che appare anche al P. 31 (*šię žü l nęs*) e a Osco *šię* 'pulire il naso', letteralmente 'far rumore'; cf. sempre a Osco *šię int pi oreć* 'bisbigliare nelle orecchie' e a Chironico *šiǵę* 'soffiare del gatto', 'stridere'.

AMADEO CLIVIO, GIANRENZO CLIVIO, *Bibliografia ragionata della lingua regionale e dei dialetti del Piemonte e della Valle d'Aosta, e della letteratura in piemontese*, Torino (Centro Studi piemontesi) 1971, XXIII + 255 p.

Diese kommentierte Regionalbibliographie kann als vorbildlich bezeichnet werden und ist für Italianisten literarischer und linguistischer Richtung ein unentbehrliches Arbeitsinstrument. Ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis gibt bereits einen Hinweis auf die Fülle der verarbeiteten bibliographischen Angaben. Der literarische Teil ist gegliedert in: 1. Testi in antico volgare piemontese (Nr. 1–95), 2. Canti tradizionali del Piemonte (Nr. 96–153), 3. Letteratura in piemontese dal secolo XVII al secolo XX (Nr. 154–2654), 4. Letteratura nei dialetti locali (Nr. 2655–2698). Der linguistische zweite Teil umfaßt: 1. Toponomastica e antroponimia piemontese e valdostana (Nr. 2699–2866), 2. Patois provenzali del Piemonte (Nr. 2867–2919), 3. Patois franco-provenzali del Piemonte e Valle d'Aosta (Nr. 2920–2968), 4. Dialetti piemontesi locali, escluso il torinese (Nr. 2969–3050), 5. Piemontese illustre [tipo torinese] (Nr. 3051–3276), 6. Gerghi del Piemonte e Valle d'Aosta (Nr. 3277–3322), 7. Appendice, Guida bibliografica alle parlate tedesche «Walser» del Piemonte e della Valle d'Aosta a cura di G. Buratti (Nr. 3323–3408); Aggiunte (Nr. 3409–3428). Es schließen sieben Indices an, die ein rasches Auffinden der gesuchten bibliographischen Angaben ermöglichen.

Die Abgrenzung der Region Piemont wurde richtigerweise nach administrativen und nicht nach linguistischen Kriterien vorgenommen, so daß neben lombardischen und ligurischen Einsprengseln (Borgomanero, Ormea) auch die okzitanischen, frankoprovenzalischen und walserischen Alpentäler Aufnahme finden konnten.

Inkonsequent erscheint mir das Weglassen der altwaldensischen Literatur, sofern die modernen Dialekte dieser Waldenser-Siedlungen berücksichtigt werden. Es geht dabei nicht nur um die vorwiegend religiösen Texte, sondern auch um die Sprache dieser mittelalterlichen Quellen, die verschiedentlich in den Einleitungen der entsprechenden Textausgaben behandelt wird, cf. z.B. P. Wunderli: *Die okzitanischen Bibelübersetzungen des Mittelalters*, Frankfurt 1969 *(Analecta Romanica 24)*, mit einer grundlegenden Darstellung der sprachlichen Besonderheiten der waldensischen Handschriften (p. 35–69).

Für die frpr. und okzit. Dialekte sollte auf die *Bibliographie des dictionnaires patois gallo-romans* (1550–1967), nouvelle édition entièrement revue et mise à jour par H.-E. Keller et R. Geuljans (Genève 1969), hingewiesen werden. Eine Gegenüberstellung der Angaben bei Clivio und Keller-Geuljans für das *Vocabolario valdostano di Costantino Nigra* zeigt die Vorzüge der einzelnen Darstellungen, die sich gegenseitig ergänzen:

Clivio:

2935

PASQUALI, PIETRO SETTIMIO. «Vocabolario valdostano di Costantino Nigra», *Aevum* 15.3–48, 316–354 (1941). Ristampa anastatica, Torino: Bottega d'Erasmo, 1963.

Introduzione del Pasquali, 3–9; edizione, a cura dello stesso, di un vocabolario alfabetico composto dal Nigra verso il 1890 (numerose citazioni anche di forme piemontesi), A–K 12–48, L–Y 316–354.

Rec.: a) A. Rosellini, *Aevum* 37.577 (1963).

Keller-Geuljans:

2.3.3.8.

NIGRA (Costantino). – *Vocabolario valdostano*, p.p. P. S. PASQUALI. Aevum 15 (1941), 3–48; 316–354. – Réimpression comme tiré à part; Turin, 1963. 88 p.

Il s'agit d'un glossaire constitué des mots indigènes recueillis par l'abbé CERLOGNE en vue de son dictionnaire (cf. no 2.3.3.7.) et achetés par le comte NIGRA, cf. Corrado GRASSI, *Il «Vocabulario valdostano» di Costantino Nigra e un carteggio inedito Nigra-Cerlogne* (Extr. des Atti della Accademia delle Scienze di Torino 98, 1963/1964); si, toutefois, ce glossaire semble accuser plutôt des traits linguistiques caractéristiques pour la région immédiatement en amont d'Aoste (entre Aoste et Aymavilles), l'explication en réside dans le fait que NIGRA recueillit avant tout des termes techniques, donc utilisés à la campagne, tandis que l'ouvrage de CERLOGNE a un but intentionnellement littéraire (Corrado GRASSI, *op. cit.*, p. 11).

Verschiedentlich wäre eine kritische Stellungnahme klärend, vor allem wenn von A. Prati (*I vocabolari delle parlate italiane*, Bologna 1931) negative Urteile vorliegen: z. B. zu Nr. 3176 Dal Pozzo vermerkt Prati Nr. 173: «privo di valore scentifico».

Wünschenswert wäre die Berücksichtigung der unveröffentlichten *tesi di laurea*, die in Turin (Istituto dell'Atlante Linguistico Italiano dell'Università) den Interessenten zur Verfügung stehen (p. X). Von sprachwissenschaftlichem Interesse können auch volkskundlich orientierte Arbeiten sein, z.B.: F. GYSLING, *Hochzeitsbräuche aus Rima (Piemont)*, SAfV *49* (1953), 16ss.; I. JANIN, *La maison rustique à Arnad dans la basse Vallée d'Aoste*, in: *La Valle d'Aosta, Relazioni e comunicazioni presentate al XXXI Congresso Storico Subalpino di Aosta* (9–11 Settembre 1956), vol. I, p. 113–121 (mit lokalisierten Dialektaufnahmen); A. MARAGLIANO – G. VIDOSSI, *Tradizioni popolari vogheresi*, Firenze 1962[1].

Max Pfister

★

ERNSTPETER RUHE, *Les proverbes Seneke le Philosophe. Zur Wirkungsgeschichte des «Speculum historiale» von Vinzenz von Beauvais und der «Chronique dite de Baudouin d'Avesnes»*, Munich (Hueber) 1970, 121 p. *(Beiträge zur romanischen Philologie des Mittelalters 5)*.

Ses études sur les traductions françaises des *Disticha Catonis (Untersuchungen zu den altfranzösischen Übersetzungen der Disticha Catonis*, Munich 1968*)* ont amené M. Ernstpeter Ruhe à publier une autre collection de sentences empruntées à un auteur de l'Antiquité, les *Proverbes Seneke le Philosophe*, liée à la précédente par une partie au moins de la tradition manuscrite. C'est en effet dans la *Chronique*, en grande partie encore inédite, *dite de Baudouin d'Avesnes*, qui contient aussi une traduction des *Enseignemens de Caton*, que l'éditeur a découvert la plus ancienne rédaction française des *Proverbes Seneke...*, et ses recherches rendent très probable la conclusion à laquelle il est arrivé: c'est l'auteur anonyme de la *Chronique*, rédigée dans les années 1278-1281, qui a compilé cette suite de *Proverbes*. Il n'est pas remonté directement aux œuvres de Sénèque, mais est parti, et c'est là la seconde découverte de l'éditeur, du florilège inséré dans le livre VIII, chap. 102–136, du *Speculum historiale* de Vincent de Beauvais. Quant au troisième intermède moral de la *Chronique*, les *Enseignemens Aristote*, il s'agit, comme le démontre M. Ruhe, d'une adaptation du second livre du *Livre dou Tresor* de Brunetto Latini. Les renseignements que l'éditeur donne à ce propos viennent compléter notre connaissance de l'influence de cette encyclopédie fameuse. M. Ruhe en a identifié un manuscrit partiel, inconnu à Carmody: Modène, Est. 5.

L'édition des *Proverbes* est fondée sur 29 manuscrits. Quinze d'entre eux seulement étaient connus antérieurement aux recherches de l'éditeur.

[1] Angabe aus O. PARLANGÈLI, *Saggio di una bibliografia dialettale italiana (1955–1962)*, *ID 26* (1963), 165.

M. Ruhe se réserve de revenir sur la langue des proverbes dans une étude, à paraître, traitant l'ensemble de la *Chronique* et de ses sources non encore identifiées. En attendant, de brèves remarques sur la qualité littéraire de la traduction apportent une contribution utile aux études consacrées aux traductions par Robert Bossuat, en particulier, et quelques-uns de ses élèves.

L'introduction de l'édition des *Proverbes* comprend en outre un chapitre sur une collection de sentences qui, dans quelques manuscrits, fait suite aux *Proverbes: Ancor des enseignemens Seneques;* une liste des 29 manuscrits qui nous ont transmis, soit dans le corps de la *Chronique*, soit séparément, le texte des Proverbes dans plusieurs rédactions; une étude, enfin, de la tradition manuscrite, qui a amené M. Ruhe à baser son édition sur le Ms. 9003 de la Bibliothèque royale de Bruxelles. (Dans ce chapitre, p. 65, l. 6, il faut lire *OPQ* au lieu de *NOP*.)

Le texte du manuscrit de base est complété par les variantes de tous les manuscrits, et accompagné du texte latin des sentences tel qu'il figure dans le *Speculum historiale* de Vincent de Beauvais publié par Anton Koberger (Nuremberg 1483) avec, pour chaque sentence, la référence au texte original de Sénèque.

L'établissement du texte, comme tout le volume, inspire confiance, et l'ensemble constitue un apport intéressant à la connaissance des recueils de sentences médiévaux, de leurs sources, et de leur diffusion.

Charles Roth

★

ALFRED EWERT, *The French Language*, London (Faber & Faber Ltd.) 1966, 440 p.

Das vorliegende Werk, erschienen in der Reihe «The Great Languages», stellt einen Versuch dar, Sprachgeschichte und historische Grammatik des Französischen zu einem allgemeinverständlichen Überblick zu verbinden. Der Verfasser wendet sich dabei ausdrücklich an den «general reader» und an «those students who, while not specializing in philology desire more detailed information than that supplied by existing books in English» (Vorwort).

Ein erstes Kapitel ist der *General and External History* gewidmet, ein knapper Abriß der Epochen, die die Sprachen der Galloromania seit der Antike durchlaufen haben. Etwas zu kurz kommen dabei die nichtfranzösischen Idiome, vor allem das Provenzalische, das nur in wenigen Sätzen gestreift wird (p. 7); ferner fehlt jede Erwähnung des Frankoprovenzalischen und seiner Problematik, die besonders bei der Behandlung der die Mundarten abgrenzenden Faktoren (Geographie, Verwaltung, Kultur, Substrat, Superstrat etc., cf. p. 6–7) interessant gewesen wäre, zumal das Frankoprovenzalische dann plötzlich im zweiten Teil des Buches (p. 300) auftaucht.

Das zweite Kapitel, die *Preliminary Considerations*, handeln ganz allgemein von den wichtigsten Veränderungen, die das Französische im Laufe seiner Geschichte erfahren hat. In erster Linie wird der Lautwandel besprochen, wobei der trotz allen Hinweisen auf seinen empirischen Charakter unglückliche Terminus *sound-law* verschiedentlich zur Anwendung kommt (p. 24ff.), ferner werden Grundbegriffe der lautlichen Entwicklung wie Analogie, Differenzierung, Assimilation, Dissimilation und Metathese kurz erläutert.

Im dritten Kapitel wird die Phonologie behandelt. Der Autor verfolgt dabei seinem Vorsatz getreu die Entwicklung der einzelnen Laute vom Latein über Alt- und Mittelfranzösisch bis zur Sprache unserer Tage, wobei er etwas eingleisig vorgeht, sich auf die Beschreibung

des französischen Lautwandels beschränkt und relativ selten auf mundartliche, geschweige denn außergalloromanische Erscheinungen eingeht, eine Tendenz, die im ganzen Werk bemerkbar ist. In diesem Sinne ist auch unter Vulgärlatein fast immer die Modalität der Galloromania zu verstehen, ohne daß dies deutlich genug vermerkt wird. Entstellt wird das Bild beispielsweise, wenn bei der Besprechung des vulgärlateinischen Vokalismus nur das italische System angegeben wird, ohne daß die übrigen erwähnt werden (p. 31). Gerade auch den nichtspezialisierten Leser dürften ein paar Hinweise auf analoge oder gegensätzliche Erscheinungen in den übrigen romanischen Sprachen interessieren. Das Kapitel ist in die drei Abschnitte Vokalismus, Konsonantismus und syntaktische Erscheinungen eingeteilt, wobei im letzten unter anderem auch Betonung und Intonation behandelt werden. Obwohl einzelne Paragraphen, besonders im Hinblick auf den Nichtphilologen, zu wenig Beispiele und zu viele Hinweise enthalten (cf. p. 35–36, 73), wird der Stoff im allgemeinen verständlich dargeboten und in verschiedenen Übersichtstafeln zusammengefaßt.

Sehr verdienstvoll ist das vierte Kapitel, das den Titel *Orthography* trägt. Der Weg von den ersten Versuchen, die Volkssprache mit dem lateinischen Alphabet wiederzugeben, über das langsame Erstarren der Schreibweise, das zu einem immer weiteren Auseinandergehen von Laut und Graphie führte, bis zur endgültigen Festlegung der Orthographie im 17. und 18. Jahrhundert, wird hier in knappen, aber das Wesentliche erfassenden Zügen aufgezeigt. Allerdings sollte meiner Meinung nach der Terminus *orthography* nur für die letzte Phase verwendet werden, während für die früheren eher *graphy* angebracht wäre. Ferner sollte etwas mehr Gewicht auf die Vielfalt und Unregelmäßigkeit der altfranzösischen Graphien gelegt werden, die es dem Philologen ja oft nicht erlaubt, den Laut, der sich hinter einer Graphie verbirgt, mit Sicherheit festzustellen.

Die Tendenz des Verfassers, den Stoff synthetisch darzubieten, führt im Kapitel *Morphology and Syntax* zu einer fruchtbaren Verbindung beider Disziplinen. Die Materie ist in folgende Abschnitte aufgegliedert: Substantive und Adjektive, Artikel und Pronomen, Verben, Adverbien, Präpositionen, Konjunktionen, Wortstellung. Dem im allgemeinen guten und übersichtlichen Kapitel haftet allerdings ebenfalls der Fehler der allzu starren Eingleisigkeit an. So bemerkt der Autor etwa, daß dei den Verben der 3. Konjugation, die die 1. und 2. Pers. Plur. auf -IMUS, -ITIS bilden, der Akzent analog zu den übrigen Konjugationen auf die Endung überging, so daß die vulgärlateinischen Formen auf -ÉMUS, -ÉTIS enden. Wenn er dann aber beifügt: «FACIMUS and DICIMUS, both frequently used verbs escaped this levelling process, whence O.F. *faimes*, *dimes*» (p. 178), so scheint mir diese Darstellung etwas zu vereinfachend, denn sp. *hacer*, pg. *fazer* (< FACÉRE), (sp. *decir* < DICÍRE) und pg. *dizer* (< DICÉRE) zeigen, daß in gewissen Gebieten der Romania vom Infinitiv her bereits eine grundlegende Angleichung der beiden Verben an andere Konjugationen stattgefunden haben. In Fällen, wo der Infinitiv zwar wie im Französischen auf FACERE und DICERE beruht, ist manchmal trotzdem eine Angleichung der fraglichen Formen zu beobachten, wie beispielsweise altkatalanisch *faem* (FACÉMUS, Inf. *fer* < FÁCERE)[1], *deim* (< DICÍMUS), *diem* (< DICÉMUS, Inf. in beiden Fällen *dir* < DÍCERE)[2] beweisen. Unklar ist mir ferner, weshalb afr. *estuet* (*est ues* < EST OPUS) von STUPET hergeleitet wird (p. 237) und weshalb als Etymon von fr. *guère weigaro* und nicht *waigaro* (cf. afr. *guaires* und kat. *gaire*) angegeben wird (p. 258, 260).

Im letzten Kapitel werden Fragen des französischen Wortschatzes behandelt, in erster

[1] Cf. A. M.A ALCOVER – F. DE B. MOLL, *Diccionari català-valencià-balear*, Palma de Mallorca 1930–1968, s. *fer*.

[2] Cf. A. M.A ALCOVER – F. DE B. MOLL, *op. cit.*, s. *dir*.

Linie das Problem der Erbwörter und der unter gelehrtem Einfluß zu einem späteren Zeitpunkt aufgenommenen Latinismen, dann aber auch die nichtromanischen oder später aus romanischen Sprachen eingeführten Elemente. Es folgen Abschnitte über Wortbildung und Bedeutungsveränderung sowie über das Außerkursgeraten der Wörter.

Als Illustration wird in einem ersten Anhang eine Auswahl von 18 Texten, die von den Straßburger Eiden bis zu den Fabeln La Fontaines reichen und mit ausführlichen Anmerkungen versehen sind, geboten. In einem zweiten Anhang findet sich ein bibliographischer Führer zum Stoff des Buches. Ein Index der französischen Wörter schließt das Werk ab.

Die Leistung Ewerts besteht sicher darin, einen alle wichtigen Fragen streifenden sprachgeschichtlichen Überblick des Französischen geschaffen zu haben, in dem die starke Tendenz zur Normalisierung und Kodifizierung des Sprachgebrauchs während der letzten Jahrhunderte deutlich zum Ausdruck kommt. Fraglich scheint mir jedoch, ob der allgemeine Leser und Nichtspezialist, für den das doch recht umfangreiche Buch ja bestimmt ist, nicht eher zu einem kürzeren Werk greifen wird. Meiner Ansicht nach dient das Buch vielmehr als erste Einführung für Philologiestudenten.

Rolf Eberenz

★

MORITZ REGULA, *Historische Grammatik des Französischen* III: *Syntax*, Heidelberg (Winter) 1966, 336 p.

1. Nach der *Lautlehre* (1955, 250 p.) und der *Formenlehre* (1956, 190 p.) schließt dieser dritte, umfangreichste Band Regulas Gesamtwerk über die historische Grammatik des Französischen ab. Er soll den Dienst eines «Studierbuches» leisten, den Studenten «neben der Vermittlung von sprachgeschichtlichen und sprachtheoretischen Kenntnissen zu wissenschaftlichem Denken anregen» und «den Fachfreunden reiche Anregung zu weiterer Forschung bieten» (p. 6).

2. Ich halte es für angebracht, zu Beginn meiner Besprechung kurz zu erörtern, welche Erwartungen und Ansprüche wir an eine historische Syntax des Französischen für Studierende und Fachleute stellen, um das vorliegende Werk dann unter diesem Gesichtspunkt zu betrachten.

In erster Linie hoffen wir doch wohl, über die *Entstehung* des neufranzösischen Satzbaus Aufschluß zu erhalten, wobei die Gegenüberstellung vulgärlateinischer und neufranzösischer Konstruktionen dem Verfasser als Ausgangspunkt dienen sollte: je mehr sich die modernen Konstruktionen in ihrem Wesen von den alten unterscheiden, desto wichtiger und interessanter ist ihre Behandlung, eine Tatsache, der vor allem beim Aufbau des Stoffes Rechnung getragen werden sollte. Schon Sneyders de Vogel stellte fest, «la grammaire historique n'a pas à s'occuper des éléments qui ne varient; c'est la philosophie du langage qui s'en occupe, tandis que la grammaire descriptive ne peut pas non plus les négliger impunément.»[1] Von dem eben genannten Ausgangspunkt leiten sich auch einige methodische Überlegungen ab. So sollte besonderer Wert auf eine chronologisch möglichst gradlinige Darstellung der einzelnen Entwicklungsabläufe gelegt werden, wobei die Schwerpunkte, was Umfang und Dokumentation der Darstellung betrifft, auf den wirklich interessanten Phasen der Entwicklung, keinesfalls aber auf deren Endpunkt liegen müßten. So oft als nötig sind auch Beispiele

[1] Cf. K. SNEYDERS DE VOGEL, *Syntaxe historique du français*, Groningen ²1926, p. 210.

aus den übrigen romanischen Sprachen heranzuziehen, um dem Leser das Bild zu vervollständigen.

3. Von diesem kurz skizzierten Modell weicht nun Regulas Buch stark ab, denn der Autor konzentriert sich allzusehr auf die Erstellung eines logischen syntaktischen Gebäudes, indem er auf Grund einer konventionellen Konzeption möglichst alle Anwendungsbereiche und Schattierungen der besprochenen Konstruktionen aufzuzeigen versucht. Daraus ergibt sich, daß die Besprechung des historischen Wachsens der einzelnen Ausdrücke vor dem Erfassen des neueren und neuesten Sprachgebrauchs zurücktreten muß. Viele, allzuviele Abschnitte in diesem Buch sind der Aufzählung und logischen Einordnung neufranzösischer Erscheinungen gewidmet, ohne daß auf ihr Entstehen eingegangen wird. Greifen wir unter den zahlreichen Beispielen einige heraus:

In den einleitenden Überlegungen zum Problemkreis Verb finden wir zuerst eine Aufzählung der grundlegenden Verbalklassen des Neufranzösischen, dann eine Klassifizierung nach ihrer Verwendung mit den Hilfsverben *avoir* bzw. *être*. Über die Situation in Alt- und Mittelfranzösisch wird nichts ausgesagt (p. 153–156).

In der Darstellung des Passivs (p. 164–167) wird zuerst auf einer halben Seite die geschichtliche Entwicklung knapp skizziert und dann über zwei Seiten hinweg der neufranzösische Gebrauch systematisiert.

Ein ähnliches Mißverhältnis besteht in den Abschnitten zur Verbalrektion, d. h. zur Frage, welche Verben ein Akkusativ-, welche ein Dativobjekt und welche beide Objektarten mit verschiedener Bedeutung regieren (p. 173–177). Eine Aufzählung und Klassifizierung nach dem heutigen Gebrauch ist hier soviel wie wertlos, solange nicht ein Deutungsversuch zum Entstehen dieser scheinbar regellosen Unterscheidung unternommen wird.

Abgesehen von der Disproportion zwischen historischen und die neufranzösische Syntax betreffenden Ausführungen vermissen wir aber auch das oben erwähnte gradlinige chronologische Vorgehen. Man stellt fest, daß den meisten Kapiteln ein vom Verfasser erarbeiteter Grundsatz als Ausgangspunkt dient. Dieser Grundsatz wird in der Folge meist mit einer Reihe von neufranzösischen Beispielen untermauert und anhand einer Liste der verschiedenen Spielarten differenziert. Oft folgt hierauf ein kurzer historischer Abriß, der manchmal auch nur als Anmerkung oder Fußnote gegeben wird, in den meisten Fällen aber fehlt!

So beginnt etwa das Kapitel über die substantivischen Demonstrativpronomen *celui*, *celle*, *ceux*, *celles* (p. 122–124) mit der modernen Regel, nach welcher diese eine nähere Bestimmung erfordern, dann werden diese Bestimmungen klassifiziert und mit verschiedenen Beispielen illustriert. Ein zweiter Abschnitt handelt von der Verwendung desselben Pronomens ohne Ergänzung; hier mußte naturgemäß ein historischer Exkurs eingeflochten werden, aber er geriet wie fast immer zu kurz und enthält als ältestes Beispiel ein Zitat aus Racine!

4. Haben wir bis jetzt die methodischen, der Struktur und der einzelnen Kapitel innewohnenden Unzulänglichkeiten des Buches beleuchtet, so führt das Fehlen einer historischen Perspektive, die einseitige Konzentration auf die neue Sprache auch zu einem mangelhaften Gesamtaufbau, zu einer falschen Schwerpunktlegung. Der Stoff wird auf Grund der modernen Syntax ausgewählt und gegliedert, so daß geschichtlich zentrale Themen neben einer Vielzahl von historisch mehr oder weniger belanglosen Sachgebieten einfach untergehen. Es fällt nicht leicht, den Aufbau des Buches in wenigen Worten wiederzugeben. Der Stoff ist in 184 Paragraphen unterteilt, die ich wegen der mangelhaften Gliederung im Buch selbst (Adjektiv, Pronomen, Verb und Adverb fallen hier merkwürdigerweise unter den Großtitel *Artikel* + *Substantiv* cf. p. 8–12) wie folgt zusammenfassen würde: Einleitung (§ 1–6), Systematik der neufranzösischen Syntax (§ 7–20), Artikel (§ 21–36), Adjektiv (§ 37–40),

Pronomen (§ 41–68), Verb (§ 69–127), Adverb (§ 128–130), Negation (§ 131–139), Hauptsätze (§ 140), Nebensätze (§ 141–159), Wortstellung (§ 160–173), Präposition (§ 174–184). Bereits dieses Schema zeigt, daß sich Regula stark an die Kategorien der Wortarten und der Morphologie hält. Auch die Aufteilung und Abfolge der einzelnen Paragraphen läßt oft zu wünschen übrig. So fragt man sich, ob eine gemeinsame Behandlung von Partizip Präsens und Gerundium angesichts ihrer verflochtenen Geschichte nicht angebracht wäre (p. 219–227). Auch die verschiedenen Vergangenheiten müßten meiner Ansicht nach gemeinsam auf historischen Grundlagen und nicht nach Kriterien des modernen Gebrauchs verstreut (p. 181–182, 185–192) besprochen werden.

Themen, die bei diesem Aufbau eindeutig zu kurz kommen, sind die Entwicklungen des Teilungsartikels, der Passivformen, der Funktionen des Subjonctifs und des Passé défini, sowie das Verschwinden dieser Zeitform in der Umgangssprache.

5. Abschließend ein paar Worte zur sprachlichen Ausführung und Formulierung: da sich der Verfasser in erster Linie um Systematik und Sprachtheorie bemühte und dabei die einzelnen Sachverhalte möglichst nuanciert und treffend auszudrücken versuchte, wurde der Text in vielen Fällen etwas schwerverständlich. Sätze wie «Die bei der gedanklich-sprachlichen Zerlegung des komplex gegebenen Wahrnehmungsinhaltes bestehenden Gestaltungsmöglichkeiten (Aspekte) der pragmatischen Komponente spiegeln sich in den Genera verbi, die eine dreifache Strukturierung zeigen», sind meines Erachtens zu hermetisch und können erst nach mehrmaligem Lesen begriffen werden. Daneben läßt Regula auch wissenschaftlich unhaltbare Formulierungen wie «*nenni* ... jetzt nur mehr in der Bauernsprache lebendig» (p. 19) oder mindestens sehr diskutierbare Aussagen wie «Da die Sprache wegen ihres vorwiegend psychologischen Charakters keine scharfen Gegensätze zwischen ihren geistigen Kategorien kennt, ...» (p. 216) einfließen. Unsorgfältig sind auch Abfassungen wie «Wie *der* passé simple, ist auch *das* imparfait ...» (p. 218, Hervorhebung von mir). Eine überlange, zweiseitige Liste von Ergänzungen und Berichtigungen schließt das Werk.

Rolf Eberenz

★

LENNART CARLSSON, *Le type «C'est le meilleur livre qu'il ait jamais écrit» en espagnol, en italien et en français*, Uppsala 1969 (*Acta Universitatis Upsaliensis: Studia Romanica Upsaliensia 5*), 92 p.

Unter den zahlreichen Konjunktivstudien der letzten Jahre nimmt die Arbeit von Lennart Carlsson – trotz ihrer thematischen und umfangmäßigen Beschränktheit – einen ganz hervorragenden Platz ein. Sie zeichnet sich durch geradezu vorbildliche Sorgfalt und Umsicht in der Behandlung des Materials aus, sie hält sich in wohltuender Weise fern von gewissen modernistischen Dogmatismen und hat auch den Mut, zu sagen, was man heute kaum mehr sagen darf: nämlich daß die Modi und damit auch die verschiedenen Arten der Modussetzung etwas «bedeuten», und daß deshalb das Modusproblem auf rein «formaler» Basis nicht befriedigend und endgültig gelöst werden kann – der Schlüssel liegt vielmehr in der Semantik. Alle diese Qualitäten sichern der Arbeit Carlssons auf Jahre hinaus einen bleibenden Wert und machen sie selbst in den Bereichen, wo man mit dem Verfasser nicht einig geht, zu einem wertvollen Arbeitsinstrument[1].

[1] Vorbehalte mache ich z.B. gegenüber CARLSSONS Auffassung des «formalen Kriteriums», gewissen Aspekten der statistischen Auswertung des Materials und seiner Festlegung des Grundwertes von Ind. und Konj. in den untersuchten Konstruktionen (cf. unten); vgl. unseren Beitrag *Zum Konjunktivproblem: Statistik und Theorie*, *RoJb. 21* (1970), 25–53.

Carlssons Untersuchung der Modussetzung im Relativsatz nach eigentlichem Superlativ, nach ⌜*premier*⌝/⌜*dernier*⌝ und nach ⌜*seul*⌝/⌜*unique*⌝ (bzw. den sp./it. Entsprechungen) beruht für jede der drei berücksichtigten Sprachen auf einem aus 30 literarischen Werken und 30 Zeitungen oder Zeitschriften aus den Jahren 1945–1967 gewonnenen Korpus. Bei der Darstellung und Diskussion des Materials wird das Spanische gesondert behandelt (p. 11–22), zeigt es sich doch, daß hier die Modussetzung in den untersuchten Satztypen weitgehend anderen Gesetzlichkeiten gehorcht als im Französischen und Italienischen. Der Konjunktiv im Relativsatz wird oft herbeigeführt durch ein Futurum, eine Periphrase mit *ir a* oder auch einen nicht-verbalen Zukunftsbezug im Obersatz, und auch eine Konstruktion mit *como si* hat oft den gleichen Effekt; ebenso kann ein Konj. «Imperfekt» oft ein Konditional nach einem im Imperfekt stehenden Hauptsatz ersetzen, und die *ra*-Form läßt sich als Ersatz für ein Plq.perf. Ind. nachweisen. Alle diese Fälle haben aber mit dem Superlativ und den verwandten Konstruktionen nichts zu tun, denn die Konjunktivformen lassen sich ganz unabhängig vom Vorhandensein oder Nichtvorhandensein eines «superlativischen» Elements nachweisen. Mit Sicherheit durch einen solchen Faktor bedingte Konjunktivformen sind im Spanischen äußerst selten und finden sich nur mit eigentlichem Superlativ, und zwar v.a. dort, wo der Relativsatz ein *perfecto compuesto* oder das modale Hilfsverb *poder* enthält; mit *único*, *primero* und *último* fehlen nach Carlsson gesicherte Belege.

Dem Spanischen stehen nun Französisch und Italienisch gemeinsam gegenüber; sie können zusammen behandelt werden (p. 23ss.), da die Modussetzung den gleichen Prinzipien zu gehorchen scheint und die Unterschiede nur in den Frequenzen liegen. Ein Einfluß der Zukunftsbezogenheit des Obersatzes auf die Modussetzung scheint in diesen Sprachen nicht zu existieren; dafür ist die Bedeutung der «superlativischen» Elemente viel größer – allerdings auch wieder nicht so groß und so absolut, wie die Schulgrammatiken und die normativen Grammatiken uns glauben machen wollen, die nach den «superlativischen» Elementen ausnahmslos Konjunktivsetzung fordern: in der Gesamtstatistik findet sich der Konj. im Frz. nur in 63%, im Italienischen sogar nur in 44% aller Fälle. Untersucht man die drei Haupttypen (eigtl. Superlativ, ⌜*seul*⌝/⌜*unique*⌝, ⌜*premier*⌝/⌜*dernier*⌝) gesondert, so ergeben sich in beiden Sprachen erhebliche Abweichungen von den Mittelwerten. Der Konjunktiv tritt auf (in % der Fälle)[2]:

	fr.	it.
eigentlicher Superlativ	89	69
seul / unique	68	46
premier / dernier	17	14

Im Italienischen bestehen auch zwischen *solo* (55%) und *unico* (38%) noch erhebliche Unterschiede. Nach Carlsson ist das Tempus im Relativsatz für die Modussetzung von recht großer Bedeutung[3], weshalb er dann sein Material unter diesem Aspekt nochmals durchgeht. Konjunktivfördernd scheint in beiden Sprachen das «P.c.» zu sein; «Plq. perf.» und «Impf.» begünstigen den Konj. im It., das «Präs.» im Frz. Nach Carlsson gibt es auch zwischen ande-

[2] Cf. CARLSSON, p. 24s.

[3] Für Carlsson sind auch die Konjunktivformen Tempora, die er jeweils mit den Indikativformen entsprechenden Namen bezeichnet; für eine andere Auffassung cf. P. WUNDERLI, *Die Teilaktualisierung des Verbalgeschehens (Subjonctif) im Mittelfranzösischen*, Tübingen 1970, Kap. 0.2.

ren Faktoren und der Konjunktivsetzung noch – je nachdem mehr oder weniger deutlich hervortretende – Affinitäten; die wichtigsten «Förderungsfaktoren» sind: verallgemeinernde Adverbien (⌜*ne ... jamais*⌝, ⌜*de sa vie*⌝), das modale Hilfsverb ⌜*pouvoir*⌝, die 3. Pers. sg. (v.a. in Verbindung mit Subjekten undeterminierten Charakters, z.B. ⌜*on*⌝), Appositions- oder Attributsfunktion von Antezedens + Relativsatz.

Bei all diesen Erscheinungen handelt es sich aber nicht um zwingende Konditionierungen, sondern nur um Affinitäten zwischen Kontextelementen und Modussetzung. Nach Carlssons Ausführungen im Schlußkapitel hängt die Modussetzung (und damit auch das Auftreten «unterstützender» Kontextfaktoren) im wesentlichen von der Sprecherintention ab, vom Vorsatz, dem Relativsatz je nachdem konkreten (→ Ind.) oder abstrakten Wert (→ Konj.) zu verleihen. Eine Opposition *konkret/abstrakt* scheint mir tatsächlich sehr oft bei einer Gegenüberstellung von indikativischem und konjunktivischem Relativsatz realisiert zu werden, doch dürfte es sich nur um einen der möglichen Nutzwerte (wohl der häufigste), nicht aber um den Grundwert handeln; es sind nämlich auch andere Nutzwerte möglich (bei Konj. z.B. psychologisches Subjekt; geringer Informationsgehalt; Hervorhebung des Superlativs; usw.). Die Grundwerte der konjunktivischen und indikativischen Konstruktion dürften vielmehr 'Bildung einer (Unter-)Kategorie in abstracto' bzw. 'Determination in concreto' sein[4].

Peter Wunderli

★

PAUL BÉNICHOU, *Creación poética en el romancero tradicional*, Madrid (Gredos) 1968, 190 p. *(Biblioteca Románica Hispánica, Estudios y Ensayos 108.)*

Depuis le romantisme, le monde littéraire n'a cessé de s'émerveiller devant la richesse, la variété, la vigueur toujours renouvelée du *romancéro* espagnol. Unanime – pour une fois –, la critique a accueilli avec admiration la découverte progressive de cet immense *corpus* de poésie épico-lyrique. Tandis que l'histoire, elle, a eu besoin d'un siècle entier et de polémiques ardentes pour y voir clair dans les problèmes complexes des origines, de la transmision et des élaborations successives de ces poèmes aux formes simples, dont le style demeure à travers les âges et à travers les variations des formules poétiques.

Il a fallu oublier le romantisme et son enthousiasme naïf pour la notion de poésie «populaire»; il a fallu découvrir les chansons de geste prosifiées dans les chroniques castillanes du XIIIe et du XIVe siècles pour reconnaître leurs fragments dans les premiers «romances»; il a fallu patiemment collectionner – et collationner – des centaines de versions modernes, vivantes en la bouche du peuple dans tous les domaines linguistiques espagnols, bien après les collections imprimées au milieu du XVIe siècle; et il a fallu le travail acharné de trois générations de savants philologues (Milá y Fontanals, Menéndez Pelayo et Menéndez Pidal) pour arriver à dégager la notion clé de *poésie traditionnelle*, «bien différente celle-ci de l'autre simplement *populaire*». C'est le mérite définitif de Don Ramón Menéndez Pidal d'avoir fourni à l'histoire littéraire cet instrument précieux d'analyse qu'est la *tradition*.

Selon lui, la poésie traditionnelle, quelle que soit son origine, populaire ou culte, est celle transmise oralement et, par ce fait même, soumise à une réélaboration créatrice à chacun des instants de sa transmission. Une poésie donc «qui vit dans ses variantes». On peut parler dans ce cas de création collective – pour autant qu'on n'oublie pas que celle-ci n'est que la

[4] Cf. die in N 1 zitierte Studie sowie *Teilaktualisierung*, p. 459ss.

somme d'une série interminable de créations individuelles. R. Menéndez Pidal a exposé ces idées tout au long de sa longue vie; il les a résumées, en dernier lieu, dans son *Romancero hispánico I* (1953), p. 40–43 – d'oú proviennent nos citations entre guillemets. Désormais, les thèses de Don Ramón sont devenues l'évidence même: quiconque étudie la formation et la vie des *romances* sait qu'ils sont l'œuvre d'un «auteur-légion»; et encore que «l'explication des faits esthétiques dépend des deux coordonnées de l'aujourd'hui et de l'histoire, ces deux lignes n'étant que la tradition, en passe de naissance ou en passe de développement» (Manuel Alvar, *El romancero; tradicionalidad y pervivencia*, Barcelona 1970, p. 34). Le vieux maître est mort presque centenaire et toutes les voix qui se sont élevées en Espagne l'ont fait pour exprimer l'adhésion la plus complète à son enseignement. Et pourtant...

Le livre de Paul Bénichou que nous commentons est un essai loyal d'y apporter, non pas une contradiction, même pas une objection, mais certainement une vue complémentaire. Et qui comporte une rectification importante dans la ligne de tir des jugements esthétiques. Le concept de tradition a été utilisé, en effet, jusqu'ici surtout pour remonter le cours du temps. Le travail du chercheur – archéologique, à proprement parler – a été avant tout de découvrir, à travers les variantes, la forme la plus ancienne, donc la plus pure, de chaque texte. Des deux coordonnées que discerne M. Alvar, celle de l'histoire a eu la préférence – et dans un sens contraire au flux des temps. On n'ignorait certes pas l'actualité permanente d'une poésie tournée vers l'avenir, dans un processus d'incessante réélaboration. Mais, à force de chercher la pureté originaire, on a méprisé quelque peu les apports «modernes» et populaires – ou du moins on ne leur a pas accordé la même valeur artistique qu'aux anciens.

C'est ici qu'intervient M. Bénichou, pour rappeler que «tradition, dans le sens de Menéndez Pidal, est création» (p. 7), c'est-à-dire capacité de renouvellement. Et tout son livre tend à mettre en relief la liberté des auteurs successifs à l'égard des textes antérieurs. Ce qu'ils ont ajouté ou retranché ou modifié dans chaque poème n'est *a priori* ni meilleur ni pire que le noyau primitif. C'est tout simplement du nouveau, étonnamment fondu avec de l'ancien. «En fait, le romancéro n'est pas de la poésie ancienne conservée parmi nous; tant que l'on chantera des *romances* ils seront, nécessairement, de la poésie actuelle» (p. 8). Pour ce qui est des «romances vieux» (antérieurs au XVIe siècle), M. Bénichou nous montre que leur dépendance à l'égard de la tradition épique ne consiste pas forcément dans la continuité d'un texte, mais aussi parfois dans la contamination de plusieurs ou dans l'invention d'un texte nouveau à partir de souvenirs incomplets, mais toujours vivants (p. 37–39) – ce qui est la démarche contraire à la recherche habituelle d'un archétype primitif! Tandis que pour ce qui est des variantes modernes dans le *romancéro* traditionnel, notre auteur attire l'attention sur la créativité des générations successives, qui adaptent le «romance vieux» à une sensibilité nouvelle (p. 118–124). Et le livre est axé sur ces deux perspectives: *Génesis antigua* et *Variantes modernas*. Avec une analyse, que l'on peut dire exhaustive, de trois beaux «romances» dans chaque partie.

Dans la première, d'abord *El destierro del Cid* (p. 13–39), conservé par les Juifs espagnols du Maroc, constitue un épisode nouveau de la légende cidienne, inconnu de la tradition épique ainsi que des chroniques: un dernier exil du héros après les Cortès de Tolède qui dans le *Cantar* ratifiaient la réconciliation finale du Cid avec son suzerain Alphonse VI. Ainsi notre poème, nouvelle exaltation du noble vassal, rebelle à un suzerain injuste, n'est guère une variante d'un texte préexistant. Mais bien un poème original, surgi d'une somme d'emprunts à des motifs bien connus: preuve de liberté créatrice, à l'intérieur d'un patrimoine traditionnel. Puis, au cœur d'un des domaines légendaires les mieux établis dans la tradition, nous rencontrons *El castigo de Rodrigo de Lara* (p. 40–60). Ici le «romance»

nous fait vivre le dernier acte du drame atroce des *Infantes de Lara*, non pas en forme de récit, mais comme de l'intérieur des personnages, dans un dialogue rempli de sombres pressentiments et sans aucune référence épique explicite, les auditeurs étant supposés au courant de la légende. Enfin, à propos du romance mauresque d'*Abenámar* (p. 61–92), M. Bénichou rectifie la trop facile identification de l'Infant (prince) de Grenade Abenalmao avec le capitaine Abenámar (ainsi encore dans M. Alvar, *op. cit.*, p. 139s.) et analyse ensuite les éléments, chrétiens, musulmans ou tout simplement psychologiques de ce poème, qui est un des exemples de plus intense poétisation de tout le romancéro: un roi chrétien disant son amour à la ville de Grenade personnifiée comme une belle femme. Vérité poétique, plus vraie, dirai-je, que la vérité historique.

La deuxième partie passe en revue, successivement, les dérivations innombrables de trois autres «romances»: un de caractère historique, *La muerte del príncipe Don Juan* (p. 95–124) le fils des Rois Catholiques, survenue à Salamanque en 1497; un autre du cycle du Cid, *El Cid y Búcar* (p. 125–159), lorsque ce dernier attaque Valence, depuis longtemps conquise par le Campéador, et un troisième enfin, *El cautivo del renegado* (p. 160–184), purement romanesque, sans le moindre antécédent épico-historique dans la tradition castillane et avec une nombreuse parenté, en revanche, dans le folklore poétique de plusieurs pays. Le trait commun de ces trois «romances» réside dans le grand nombre de versions que nous en connaissons, quelques-unes assez éloignées du thème original et toutes postérieures au XVIIe siècle. Et la conclusion que M. Bénichou tire de son analyse (p. 119–124) est que la différence établie par Menéndez Pidal entre l'âge d'or des «romances» (aux XVe et XVIe siècles), qu'il appelle époque *aédique*, et les temps décadents, ou époque *rapsodique* (à partir du XVIIe), où les «romances» se vulgarisent (cf. Menéndez Pidal, *Poesía popular y romancero*, *RFE 3* [1916], 270ss., ainsi que dans une conférence prononcée à Oxford en 1922 sur *Poesía popular y poesía tradicional en la literatura española*, reproduite dans *El romancero; teorías e investigaciones*, Madrid 1928) est excessive et contradictoire avec ses propres théories, même si Don Ramón l'a atténuée par la suite (cf. *Romancero hispánico* II, p. 16ss.). «Si le romancéro, conclut Bénichou, doit être la mémoire poétique de l'Espagne, si sa nature est épique et nationale, si son charme, par définition, réside dans l'ancien et dans le vénérable, il est clair que la tradition moderne apparaît inférieure et dégénérée [...] En revanche, si les *romances* sont de purs récits poétiques [...] alors la tradition recueillie aujourd'hui apparaît aussi riche et aussi valable, dans sa qualité poétique essentielle, que l'ancienne» (p. 124).

L'auteur du livre était spécialement qualifié pour ce travail. Ses recherches préalables sur les «romances» judéo-espagnols du Maroc [Paul Bénichou: *Romances judeo-españoles de Marruecos*, *RFH 6* (1944) et *7* (1945), et *Romancero judeo-español de Marruecos*, Madrid 1968] et ses solides connaissances dans le vaste monde du romancéro lui ont fourni les vues d'ensemble et la documentation précise pour les étayer. Les résultats, à mon avis valables, de son enquête apportent une fois de plus la preuve que les acquêts les plus décisifs en histoire littéraire sont toujours susceptibles d'ultérieurs correctifs ou, du moins, de précisions et de compléments.

Ramon Sugranyes de Franch

★

HELEN DILL GOODE, *La prosa retórica de Fray Luis de León en «Los nombres de Cristo». Aportación al estudio de una estilística del renacimiento español*, versión española de

José Guillén, Madrid (Gredos) 1969, 185 p. *(Biblioteca Románica Hispánica, Estudios y Ensayos 125).*

«Eine aufmerksame Lektüre» (p. 7) des im Titel enthaltenen Werkes hat die Verfasserin Rhythmus und Kadenzen in der Prosa Fray Luis de Leóns entdecken lassen und sie veranlaßt, auf den Spuren der traditionellen Rhetorik von der Antike bis ins Mittelalter die stilistischen Kunstmittel des salmantinischen Humanisten zu erhellen.

Die historische Betrachtungsweise dieser stilistischen These führt zunächst zu einem einleitenden Überblick über die Geschichte der Rhetorik. Gestützt auf die für dieses Gebiet grundlegenden Werke von C. S. Baldwin, E. R. Curtius und E. Norden, enthält diese Zusammenfassung die bedeutendsten Figuren und Strömungen von den Anfängen bei den Sophisten über den lateinischen Höhepunkt bei Cicero bis zum Beginn der christlichen Rhetorik mit Augustin; eine knappe Schilderung der Situation im Mittelalter leitet dann über zur Darstellung der spanischen Literatur in der Renaissance und besonders im 16. Jh., unter Berücksichtigung ihrer stilistischen Tendenzen, in deren Klima auch das Werk Fray Luis de Leóns entsteht.

Während der erste Teil der vierzehnseitigen Einleitung als eine nützliche Rekapitulation der griechischen und römischen Rhetorik angesehen werden kann, sind die knappen vier Seiten, die sich mit der Sprache der Renaissance-Literatur in Spanien beschäftigen und auf das Verhältnis eingehen, in dem die schöpferischen Geister der Zeit zu ihr stehen, unverhältnismäßig bescheiden. Dabei hätte sich hier eine Gelegenheit ergeben, dieses lebendige und reiche Kapitel spanischer Geistesgeschichte etwas ausführlicher darzustellen und die Figur von Fray Luis mit Leben und Werk darin einzurahmen.

Die ganze Arbeit baut auf den Äußerungen auf, die der Augustiner in jener berühmten Widmung des dritten Buches der *Los nombres de Cristo* über sein Selbstverständnis als Spanisch schreibender Autor macht. Dort verteidigt er sich gegen den allfälligen Angriff derjenigen, die ihm vorwerfen könnten, daß er dieses theologische Thema nicht auf Lateinisch behandelt. Diesem antizipierten Vorwurf begegnet er mit folgendem Wortlaut, der es trotz seiner Länge verdient, an dieser Stelle noch einmal vorgeführt zu werden:

«Mas a los que dizen que no leen aquestos mis libros por estar en romance, y que en latín los leyeran, se les responde que les deve muy poco su lengua, pues por ella aborrescen lo que, si estuviera en otra, tuvieran por bueno. Y no sé yo de dónde les nasce el estar con ella tan mal, que ni ella lo merece, ni ellos saben tanto de la latina, que no sepan más de la suya, por poco que della sepan, como de hecho saben della poquíssimo muchos. Y destos son los que dizen que no hablo en romance, porque *no hablo desatadamente y sin orden, y porque pongo en las palabras concierto y las escojo y les doy su lugar:* porque piensan que hablar romance es hablar como se habla en el vulgo, y no conoscen que el bien hablar no es común sino negocio de particular juyzio, ansí en lo que se dize como en la manera como se dize; y negocio que de las palabras que todos hablan elige las que convienen, y mira el sonido dellas, y *aun cuenta a vezes sus letras, y las pesa y las mide, y las compone,* para que no solamente digan con claridad lo que se pretende dezir, sino también con armonía y dulçura [...].

Y si acaso dixieren que es novedad, yo confiesso que es nuevo y camino no usado por los que escriven en esta lengua poner en ella número, levantándola del descaymiento ordinario. El cual camino quise yo abrir, no por la presumpción que tengo en mí, que sé bien la pequeñez de mis fuerças, sino para que los que la tienen se animen a tratar de aquí adelante su lengua como los sabios y elocuentes passados, cuyas obras por tantos siglos biven, trataron las suyas, y para que la igualen en esta parte que le falta con las lenguas mejores, a las cuales, según mi juyzio, vence ella en otras muchas virtudes. Y por el mismo fin quise escrevir

en diálogo, *siguiendo en ello el exemplo de los escriptores antiguos*, assí sagrados como profanos, que más grave y más elocuentemente escrivieron.[1]»

Von diesen Feststellungen leitet die Verfasserin die These ab, die sie in ihrer Abhandlung untermauern will, daß sich nämlich Fray Luis des traditionellen Handwerkszeugs der antiken Elocutio bedient, indem er es auf seinen eigenen Stil im Spanischen anwendet.

Helen Dill Goode legt nun ihrer Untersuchung unter Zuhilfenahme von Quintilians *Institutio oratoria* und von D. L. Clark's *Rhethoric in Greco-Roman Education* die dort festgelegten kritischen Maßstäbe zugrunde, um in der Prosa des Altphilologen an der Universität von Salamanca die Verwendung der Tropenlehre, der Redefiguren, der Klauseln, des Rhythmus und der Stilhöhen nachzuweisen.

Die Methode erweist sich als fruchtbar, und die Verfasserin zeigt in dem kurzen zweiten Kapitel (p. 37–47) über das *genus tenue*, das *genus medium* und das *genus sublime*, daß Fray Luis sich je nach seinem emotionellen Engagement dieser drei Stilhöhen bedient.

Den größten Raum nimmt das dritte Kapitel über die rhetorischen Stilelemente in *Los nombres de Cristo* ein (p. 49–140). Hier wird in Teil A und B auf die Struktur der Periode und auf die Rhythmisierung der Prosa ausführlich eingegangen. Die graphisch anschauliche Darstellung der als Beispiele dienenden Perioden hilft mit ihrer Aufteilung in *kola* und *kommata* die rhetorische Theorie bildlich faßbar werden zu lassen. Bemerkenswert ist die Feststellung, daß die am häufigsten verwendete Klausel am Ende der Perioden der allerdings in der Antike für die Prosa verpönte Hexameterschluß ist. Nach dem Wandel des nach Längen und Kürzen messenden klassischen Lateins zum Latein des Mittelalters, das zum Rhythmus von aufeinanderfolgenden betonten und unbetonten Silben überging, wurde aber eben diese Betonungsfolge ´ — — ´ — vor allem im 12. Jh. im *cursus planus* als Klausel verwandt. Diesen Rhythmus treffen wir übrigens auch an vielen Versenden der Elfssilbler von Fray Luis an, und bewußte Stilisten der spanischen Literatur von Baltasar Gracián bis zu Azorín pflegen eben diese Klausel bevorzugt.

Im Teil C des dritten Kapitels wird die Anwendung von Tropen und Figuren untersucht und überzeugend dargestellt. Auch hier unterstützen graphisch nach ihrer Struktur unterteilte Satzgefüge das Verständnis, wobei z. B. gekreuzte Pfeillinien die Chiasmen, eine senkrechte Doppelpfeillinie die Antithesen oder eine einfache Senkrechte die Parallelkonstruktionen kennzeichnen.

Ein Schlußwort faßt noch einmal die Bestätigungen der anfangs aufgestellten These zusammen und weist auf die Bereicherung hin, die der an der Antike sich ausrichtende Prosastil Fray Luis de Leóns für die Entwicklung der spanischen Literatursprache ausmacht.

Schließlich bietet noch ein Anhang eine in der Reihenfolge der behandelten Themen angeordnete beträchtliche Fülle von Stellen, die dem Leser dazu dienen sollen, sich über die bereits dargebotenen Beispiele hinaus von der angewandten Rhetorik in *Los nombres de Cristo* zu überzeugen.

Die Feststellung, daß Fray Luis de León seine Prosa nach dem Vorbild der antiken Stilisten geprägt hat, ist sicher keine Neuentdeckung, wie die Verfasserin wohl in gutem Glauben meint (p. 8). Es ist aber ihr Verdienst, die Richtigkeit der Behauptung einmal im Detail nachgewiesen zu haben, was ihr durchaus gelungen ist.

Die Benutzung dieses Buches empfiehlt sich nicht nur für das Studium des Werkes von Fray Luis de León, sondern für jeden, der sich mit Sprache und Stil innerhalb der spanischen Literatur beschäftigt. Zumal heute in wachsendem Maße die allgemeine Kenntnis der antiken Rhetorik durch die Vernachlässigung der alten Sprachen verlorengeht, ist diese leicht faßbare

[1] Ed. F. de Onis *(Clásicos Castellanos 41)*, p. 10–12. Die Hervorhebungen stammen von mir.

und in der schlichten und klaren spanischen Übersetzung gut lesbare Anwendung der traditionellen stilistischen Kriterien auf einen Text in einer lebendigen Sprache ein Unternehmen, das als Anregung für stilistische Betrachtungen auch bei anderen Autoren aus verschiedenen Epochen dienen sollte.

Jan Weiz

★

WILLY PAULIK, *Português prático. Exercícios práticos de língua portuguesa.* München (Max Hueber Verlag) 1971, 165 p.

Esta publicación se destina a los estudiantes de portugués provistos de conocimientos previos y deseosos de perfeccionarlos mediante ejercicios prácticos.

El metodo del Sr. W. Paulik es el seguido en obras análogas de la misma editorial Hueber para la enseñanza del español, francés e italiano: ejercicios de morfología, sintaxis, léxico, formación de palabras y fraseología. Un útil capítulo, al final del libro, está dedicado al portugués del Brasil, capítulo que quizá conviniera ampliar. Una clave (*Chave*, 52 p.) sirve de control para aquellos que estudian sin maestro.

Estoy seguro de que este manual prestará buenos servicios. Con la sustitución de ciertas formas entre paréntesis o de ciertos puntos suspensivos por la solución deseada, algunos ejercicios morfológicos y sintácticos tal vez resulten algo monótonos. Una disposición que no siguiese un esquema gramatical tan estricto como el presente (verbo, sustantivo, artículo, adjetivo, adverbio, comparativo, superlativo, etc.), sino que colocase los ejercicios libremente podría dar buenos resultados. Por lo menos un par de capítulos «en desorden» serían eficaces. Por otra parte, el estudiante de lengua alemana hubiera agradecido al autor que le recomendara una buena gramática sistemática del portugués y un diccionario, a los que poder acudir.

Germán Colón

★

ROBERT RÜEGG, *Haussprüche und Volkskultur.* Die thematischen Inschriften der Prättigauer Häuser und Geräte, Kirchen und Glocken, Bilder und Denkmäler, Basel (Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde) 1970, XXXVI, 1–497.

Der Autor stellte sich das Ziel, alle Inschriften an Häusern und auf Gebrauchsgegenständen der ganzen Talschaft Prättigau zu sammeln. Diesen Plan hat der Verfasser auch verwirklicht, seine Sammlung ist ein wirklicher Thesaurus der Prättigauer Inschriften geworden. Auf fast 200 Großseiten wird die einzigartige Sammlung einem weitern Leserkreis zugänglich gemacht, wobei durch den Druck die verschiedenen Schriftarten (Antiqua, Fraktur) oder andere Eigentümlichkeiten (Ligaturen, seitenverkehrte Buchstaben) durch besondere Zeichen angedeutet werden. Die Inschriften werden in chronologischer Reihenfolge aufgeführt; dabei folgen aber auf die erste Erwähnung eines Spruchs alle gefundenen Varianten. Jede Sinngruppe erhält eine Zahl, so daß Inschriften mit gleicher Ordnungszahl inhaltlich voneinander abhängig sind oder aus gleicher Quelle stammen. In einem knappen Kommentar folgt eine Beschreibung der Inschrift, eine Standortangabe und ein Quellenhinweis. Diese große Sammlung wird zudem durch eingehende Register am Schlusse des Bandes so auf-

geschlüsselt, daß es wirklich keine Mühe bereitet, einen bestimmten Spruch wieder zu finden. Neben der Beschreibung erläutert zusätzlich ein ausgedehnter Bildteil die Schriftarten, den Zustand der Schrift und die verschiedenen Standorte.

Der Band wird eingeleitet durch eine eingehende Darstellung der Aufnahme-Methode. Der Autor hat bei seiner Enquête im Felde allerlei Kunstgriffe erprobt, um manchmal fast unleserliche und völlig verblaßte Schriften doch noch zu entziffern. Alle diese Kleinigkeiten, vermischt mit manchen persönlichen Erlebnissen, hätten vielleicht wegfallen können. Wenn sie der Verfasser doch in epischer Breite ausführt, bezweckt er damit, andere Forscher zu ähnlichen Sammlungen anzuregen und ihnen gleichzeitig gewisse erlebte Enttäuschungen zu ersparen.

Ein zweiter Hauptteil verarbeitet das sehr umfangreiche Material wissenschaftlich. Zuerst wird der Inhalt der Sprüche und Inschriften analysiert. Dann geht der Autor auf die Herkunft des Materials ein. Der sprachliche Ausdruck, so gut wie die orthographischen und interpunktionellen Eigentümlichkeiten, aber ebenso der Schriftcharakter, dessen Ausführung und das tragende Material werden eingehend studiert. Dem Titel entsprechend bildet eine Analyse des Materials auf seine volkskundliche, brauchmäßige Aussage hin einen bedeutenden Teil der Arbeit. Einige Ausblicke und Gedanken allgemeiner Natur schließen die umfangreiche Arbeit ab.

Es mag dem Rezensenten erlaubt sein, aus der reichen Fülle von Gedanken und Schlüssen, die unmöglich alle aufgeführt werden können, einige Einzelfragen herauszunehmen und eingehender zu besprechen.

Die interessante Entdeckung des Verfassers, daß Haussprüche an Fassaden mehrheitlich in protestantischen Gegenden erscheinen und in katholischen eher fehlen, dürfte sicher auch darin begründet sein, daß der Katholik viel vertrauter mit Symbolen ist. Wenn der Protestant sein Haus unter den Spruch «Gott behüte ...» oder «Gott segne ...» stellt, so ist seine Einstellung dem Allmächtigen gegenüber sehr ähnlich derjenigen des Katholiken, der sein Haus unter das Zeichen des Kreuzes stellt. Es ist bestimmt auffällig, daß eine, besonders in vergangener Zeit, sehr religiös eingestellte Bevölkerung wie die Walliser den Spruch an der Hauswand wenig kennt. Bei genauem Zusehen entdeckt man aber um so häufiger das Kreuzeszeichen über der Türe oder am Firstbalken. Damit wurde ebenfalls der Schutz Gottes auf Haus und Stall herabgefleht.

Außerdem gibt es Walliser Gemeinden, in denen der Spruch an der Hauswand nicht so selten ist. Ich denke an die Dörfer Blatten und Kippel im Lötschental, wo vereinzelt die Fassade geradezu überdeckt ist von Sprüchen. Auffällig ist dabei allerdings, daß in den gleichen Dörfern Häuser ohne jede Inschrift auf der Giebelfront zu finden sind. Nach meinen Beobachtungen sind es vor allem die ältesten Bauten, die etwa ins 16. Jahrhundert zurückgehen, die keinen solchen äußern Schmuck aufweisen. Sprüche finden sich vornehmlich an Gebäuden des 18. Jahrhunderts. Es macht den Anschein, wie wenn dieser Schmuck, nachdem er einmal verwendet wurde, eine Art Wettbewerb ausgelöst habe. So erkläre ich mir wenigstens die zum Teil überladenen Hausfronten; man wollte den Nachbarn überrunden. Eine Andeutung auf diese Renommiersucht sehe ich darin, daß in Blatten ein Haus ein und denselben Spruch in vier Sprachen bringt. Da eine lateinische Fassung sich dabei findet, muß wohl gelehrte Beihilfe, wahrscheinlich des Pfarrers, vorausgesetzt werden.

Die Frage nach dem Urheber des Spruches scheint mir ebenfalls noch gewisse Probleme zu bieten. Ist der Bauherr oder Besitzer immer auch derjenige, der den Spruch veranlaßt oder bestellt? Es ist mir ein Fall bekannt, wo dies bestimmt nicht so war. In Ried im Lötschental baute der Hotelbesitzer (Theophil Schröter) einen kleinen Anbau an seinen Gasthof. Der Zimmermann schnitzte ohne Wissen des Bauherrn auf einen Balken über der Türe:

Stille Ruh, dein Reiseziel,
findest du bei Theophil.

Dieser Spruch blieb verdeckt bis zur feierlichen und fröhlichen Einweihung des Anbaus. An dem Tage wurde dann das Spruchband enthüllt, gleichsam als Festgabe des Zimmermanns an den Bauherrn.

Bei solchen Inschriften wird man sich immer wieder fragen müssen, welche Rolle der Bauherr beim Anbringen des Spruches spielte. Ich glaube, daß dabei die Rolle des ausführenden Zimmermanns nicht übersehen werden darf; oft wird er geradezu den Anstoß zu einem Spruch-Schmuck gegeben haben. Anders lassen sich die deutschen Sprüche auf Häusern z. B. in Chermignon VS, einem nie verdeutschten Gebiet des Wallis, kaum erklären. Es waren wahrscheinlich deutschsprechende Zimmerleute, die diese Sprüche anbrachten. So würde sich vielleicht auch der Einbruch des Spruchs ins Lötschental erklären, nämlich wenn nachzuweisen wäre, daß Berner Zimmerleute im Lötschental Häuser errichteten. Leider sind wir nur selten in der glücklichen Lage, den Baumeister der Häuser im Wallis genau zu kennen. Der entsprechende Hinweis lautet meist «NN hat lassen bauen im Jahr ...», ohne Erwähnung des Zimmermanns.

Treffend ist sicher auch die Feststellung des Verfassers, daß heute das Verhältnis der Hausbewohner zum Spruch auf der Fassade verblaßt, ja oft vollständig ausgelöscht ist. Anders lassen sich die Eingriffe in reichgeschmückte Hausfronten nicht erklären. Es werden da Zierleisten, Sprüche und Ornamente brutal zerschnitten und zerstört, einzig um eine breitere Fensterfront anbringen zu können. Man versteht darum das Bestreben des Autors, der versucht, eine neue Beziehung zwischen Mensch und Spruch am Haus, oder sagen wir überhaupt zwischen Mensch und Haus herzustellen.

Abschließend sei nochmals festgehalten, daß es äußerst verdienstvoll war, diese Materie der Haussprüche einmal eingehend zu untersuchen. Der Band Prättigau wird vielen Forschern geradezu als Nachschlagewerk dienen können, wo er sich erschöpfende Auskunft über Quellen, Schriftarten, sprachliche und technische Ausführung holen kann.

Wilhelm Egloff